Die Zukunft.

Socialistische Revue.

Herausgegeben unter Mitwirkung von

J. Ph. Becker (Genf), A. Bebel, E. Bernstein, Louis Bertrand (Brüssel), W. Blos, Dr. K. Brunnemann, Dr. Ludw. Büchner, S. Collin (Basel), J. Dietzgen, Dr. A. Douai (Irvington, U. S.), Dr. A. Dulk, H. W. Fabian, L. Frankel (Budapest), A. Freeman (Wien), A. Geib, Br. Geiser, P. Gerbier (Paris), Dr. Gnocchi (Mailand), H. Greulich (Zürich), P. Grottkau, Jules Guesde (Paris), W. Hasenclever, K. Hirsch, P. Lawroff (Paris), Dr. M. Lehn, W. Liebknecht, Jacquette Liljenkrantz (Kopenhagen), Dr. Bol. Limanowski (Lemberg), P Lossau, C. Lübeck (Zürich), B. Malon (Lugano), Joh. Most, Dr. A. Mülberger, M. Neisser, Dr. de Paepe (Brüssel), Dr. Prowe, E. Reinthal (Wien), M. Rittinghausen, J. Rüedy (Chaux-de-Fonds), Reinh. Rüegg (Zürich), Ed. Sack, A. Scheu (Edinburgh), Max Schlesinger, Dr. med. Stamm, Dr. Geo. Stiebeling (New-York), G. Vollmar, Dr. F. Wirde (Zürich), J. Zuppinger (Baden, Schweiz).

Erster Jahrgang. Heft 9. 1. Februar 1878.

Inhaltsverzeichniß.

Ueber den Gewerbe-Betrieb der Communen 241
Die sociale Lage in Italien. Von Benoit Malon. (Forts.) . . . 249
Untersuchungen über die Grundprincipien der Social-Oekonomie. Von Dr. César de Paepe. (Forts.) 257
Maximilian Robespierre. Von Dr. Karl Brunnemann. (Forts.) . 263
Polemik 267
Recensionen 269

Berlin SO., 1878.

Verlag der Allgemeinen Deutschen Associations-Buchdruckerei
(Eingetragene Genossenschaft)
Kaiser Franz-Grenadier-Platz 8a.

Einzelne Nummern der „Zukunft" kosten 25 Pf.

Ueber den Gewerbe-Betrieb der Communen.

Noch vor etwa fünfzehn Jahren, also zu jener Zeit, in welcher die Nichts-als-Freihandels-Männer unbestritten in allen Zeitungen, Vereinen und Parlamenten den Ton angaben, galt es allgemein für ein Zeichen von Unwissenheit in volkswirthschaftlichen Dingen und zu gleicher Zeit als Beweis einer reactionären Gesinnung, wenn Jemand Zweifel zu äußern wagte an der Richtigkeit des Axioms, nach welchem weder der Staat noch die Commune irgend ein Gewerbe betreiben darf. Das Feldgeschrei, welches der herrschende Liberalismus beim Auftreten Lassalle's ausgab, dem naturgemäß von gegnerischer Seite ein Paroli geboten wurde, die beiden, jetzt längst veralteten Schlagworte: „Selbsthülfe" und „Staatshülfe" bezeichnen in dieser Hinsicht klar die Stimmung, welche damals die öffentliche Meinung beherrschte und die sich seit jener Zeit in ihr vollständiges Gegentheil verwandelt hat.

Unsere Gegner haben es längst vergessen, wenn sie es überhaupt gewußt haben, daß Lassalle anfänglich nur denselben principiellen Standpunkt vertrat, auf dem sie sich heut' befinden; sie würden wahrscheinlich mit Entrüstung Protest erheben, wenn man ihnen in's Gesicht sagte, sie hätten sich zu der von Lassalle vertretenen Ansicht bekehrt. Und doch ist dies thatsächlich der Fall, denn die Majorität unserer liberalen Gegner erkennt heute das für richtig an, was sie Lassalle gegenüber für widersinnig und unvernünftig erklärt hat.

In seiner am 17. Mai 1863 zu Frankfurt a. M. gehaltenen Rede sagte nämlich Lassalle wörtlich:

> „Herr Schulze-Delitzsch hat gegen mich in's Feld geführt das Princip: der Staat dürfe nicht interveniren in den gesellschaftlichen Verhältnissen. Das ist der einzige, nicht auf Mißverständniß beruhende Grund, den er gegen mich geltend gemacht hat, und das, ich sage es Ihnen selbst, das ist der principielle Punkt, um den es sich bei dieser ganzen Agitation handelt, und für den ich mich zu derselben erhoben habe. Hier, mit dieser Frage, steht und fällt die Schlacht, die ich schlage. Schulze hat gegen mich in's Feld geführt das ganze Vorurtheil der öffentlichen Meinung, der Staat dürfe um keinen Preis und unter keinen Umständen in den Verkehrs-Verhältnissen interveniren. Nicht für die Wissenschaft besteht dies Vorurtheil — die ist heut' zu Tage schon lange darüber hinaus, aber für die öffentliche Meinung der Gebildeten ist dies heut' noch ein Dogma, ein Glaubenssatz."

Der damalige Standpunkt des Liberalismus läßt sich nicht kürzer und treffender kennzeichnen, als durch die Wiedergabe einer Correspondenz der „Volks-Zeitung" vom 20. Mai 1863, in welcher das oben besprochene Auftreten Lassalle's mit den Worten gemeldet wird:

„Er war hier, der große Agitator der Schwefelbande, der in den abgelegten, gewendeten Hosen des weltberühmten Schneider Weitling hier aufgetreten ist."

Heut' steckt beinahe der ganze Liberalismus in dem, was man früher die abgetragenen und gewendeten Hosen des Schneider Weitling zu nennen beliebte, denn er hat die ihm von Lassalle gelieferte Schlacht total verloren und auf der ganzen Linie den Rückzug angetreten. Heute rühmt sich dieser selbe Liberalismus sogar, daß all' die Institutionen, durch welche sich der Staat in die wirthschaftlichen Verhältnisse einmischt, aus seiner Initiative hervorgegangen seien. Heut' bekämpft fast Niemand mehr die Bestimmungen der Fabrikgesetzgebung und das Institut der Fabrik-Inspectoren als einen Eingriff in den „freien Arbeitsvertrag"; heute vertritt Niemand mehr die damals viel besprochene Forderung, nach welcher der Staat die in seinem Besitz befindlichen Eisenbahnen an Privat-Kapitalisten verkaufen sollte; von keiner Seite hört man heut' noch ein Wort zu Gunsten der Privat-Zettelbanken oder gegen das, zwar noch nicht streng durchgeführte Noten-Monopol der Reichsbank. Im Gegentheil werden immer mehr Stimmen laut, die sich nicht nur für den Staatsbetrieb beim Eisenbahnwesen aussprechen, sondern auch schon die Uebernahme anderer Wirthschaftszweige vom Staat verlangen, also dem communistischen Betriebe das Wort reden.

Man kann daher mit vollem Recht behaupten, daß die Frage zu Gunsten Lassalle's entschieden, daß das Princip der Einmischung des Staats und der Communen in die gewerblichen Verhältnisse bereits anerkannt ist.

Nach Erledigung dieser principiellen Frage tritt nunmehr die praktische Seite in den Vordergrund. Allgemein wird wohl zugegeben werden, daß von einer Uebernahme der Gesammt-Production durch den Staat, die Provinz, den Kreis resp. die Gemeinde zur Zeit aus den verschiedensten Gründen noch nicht die Rede sein kann. Ebenso wird aber von allen Seiten anerkannt, daß einzelne Verkehrs- und Productions-Zweige schon jetzt im Interesse der Gesammtheit dem Privatbetriebe entzogen und dem communistischen Betriebe übergeben werden können.

Jetzt platzen die Geister bei jedem in die Oeffentlichkeit gelangenden Vorschlag hart aufeinander und bringen es leider zu Wege, daß die sachliche Polemik häufig in persönliche Angriffe übergeht. Das darf nun freilich nicht Wunder nehmen; die materiellen Interessen Einzelner wie ganzer Gruppen werden ja durch die geplante Aufhebung des Privatbetriebes stark geschädigt, und so kommt es, daß sich die Betheiligten aus Egoismus zur Parteinahme gegen das Gesammt-Interesse verleiten lassen.

Thatsache ist es nun, daß Staat und Gemeinde heute schon verschiedene Gewerbe betreiben, Thatsache ist es ferner, daß die weitere Ausdehung dieses communistischen Gewerbe-Betriebes nach verschiedenen Richtungen hin empfohlen und gefordert wird. Diesen Thatsachen gegenüber muß der Socialismus Stellung nehmen, und zwar um so entschiedener, als er ja nach seinem Grundprincip die Uebernahme aller jetzt noch den Privaten überlassenen Productions- und Verkehrs-Anstalten in den communistischen Betrieb verlangt.

Unseres Erachtens hat nun der demokratische Socialismus die politische Seite der Frage gerade dem bestehenden Regierungssystem und dem in neuester Zeit auftauchenden Staats-Socialismus gegenüber besonders stark in's Auge zu fassen. Denn unsere Partei ist eine demokratische und muß daher unentwegt an dem alten Grundsatze festhalten: „Die politische Freiheit ist die unentbehrliche Vorbedingung zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden

Klassen. Die sociale Frage ist mithin untrennbar von der politischen, ihre Lösung durch diese bedingt und nur möglich im demokratischen Staat."

Wer diesem Satze aus Ueberzeugung zustimmt, wird ihn auch immer als Maßstab zur Beurtheilung der Frage benutzen, ob dieser oder jener Verkehrszweig, diese oder jene Production schon heute dem Staat oder der Gemeinde übertragen werden soll.

Von diesem Standpunkte aus hat der 1876er Socialisten-Congreß in Bezug auf das Bismarck'sche Reichseisenbahn-Project die principiell so wichtige und entscheidende Resolution gefaßt: „Der Congreß ist überzeugt, daß die deutsche Reichsregierung, falls das Reich alle Eisenbahnen in Besitz bekäme, vornehmlich die Interessen des Klassen- und Militärstaates damit zu fördern und die Einnahmen zu unproductiven Zwecken zu verwenden bestrebt sein und daß sie ein neues Uebergewicht im volksfeindlichen Sinne erlangen würde."

Aus diesem unbedingt durchschlagenden Grunde darf kein Gewerbe, welches dem Militärstaat neue Mittel zuführt, ihm neue Gelegenheit zur Beeinflussung der Arbeiter und Kleinbürger bietet, dem heutigen Staate übertragen werden, dies um so weniger, als er unter dem herrschenden System ja doch alle seine industriellen Unternehmungen im ausgeprägt kapitalistischen Sinne betreibt, möglichst hohe Geschäftsprofite zu erzielen bestrebt ist. Die unbezahlte Mehrarbeit der Lohnarbeiter würde also auch bei den neuen Staatsgewerben ebenso, wie es bei den bisherigen schon geschieht, nicht herabgesetzt, sondern noch verlängert werden; außerdem würde aber der Reichsregiernng in den Geschäfts-Ueberschüssen eine neue Einnahmequelle erwachsen, die dem schon so geringen Steuerbewilligungsrechte der Volksvertretung noch mehr Abbruch thun würde.

Wer der politischen Entwickelung im preußischen Staate aufmerksam gefolgt ist, kann sich ja der offenkundigen Thatsache nicht verschließen, daß die ganze Machtstellung der Regierung wie des Reichskanzlers abhängig ist von der Beschaffung der Mittel für den Militär-Etat. Nach der Entlassung des Ministerium Manteuffel kam ein liberales Ministerium an's Ruder und würde am Steuer geblieben sein, wenn es ihm gelungen wäre, die an maßgebender Stelle für das Militär geforderten Gelder bewilligt zu erhalten. Da dies nicht glückte, folgte das Ministerium Bismarck und mit ihm der Verfassungs-Conflict, das budgetlose Regiment. Seit den 1866er Siegen gab man dem wirthschaftlichen Liberalismus Schritt für Schritt nach, sobald nur die Gelder für die Armee in der geforderten Höhe bewilligt wurden; nach 1870 hat man sogar auf politischem Gebiet kleine Concessionen gemacht, wenn es sich darum drehte, die Stimmung des Reichstages den erhöhten Anforderungen des Militärfiscus geneigt zu machen. Thatsächlich existirt das Geldbewilligungsrecht des Reichstags nur noch bei den Matricular-Beiträgen; das fortgesetzte und eifrige Streben des Reichskanzlers nach Einführung weiterer indirecter Steuern für das Reich hat u. E. hauptsächlich die Tendenz, das Reich auch ohne besondere Bewilligung des Reichstags in den Besitz der zur Erhaltung des Militärstaates nöthigen Gelder zu bringen.

Von diesem Gesichtspunkt aus glauben wir zur Zeit gegen jedwede neue industrielle Unternehmung des Reiches Front machen zu müssen.

Gleiche Bedenken können wir bei der Frage, ob neue Zweige des Gewerbe-Betriebes den Communen in die Hand zu geben sind, nicht für berechtigt erachten. Es läßt sich zwar nicht bestreiten, daß fast alle Stadtbehörden aus mehr oder minder entschiedenen Gegnern unserer Partei bestehen und daher auch

leicht geneigt sind, einen Druck im reactionären Sinne auf „ihre" Arbeiter auszuüben. Immerhin ist diese Gefahr in Folge der Vielköpfigkeit der Verwaltung nicht so groß, zumal die städtischen Behörden wegen ihrer auf Wahl beruhenden Stellung der Strömung der öffentlichen Meinung weit mehr Rechnung zu tragen pflegen, als die an strengste Disciplin und unbedingten Gehorsam von vornherein gewöhnten Staatsbeamten.

Der Uebernahme von Gewerbebetrieb durch die Städte stehen die vorbesprochenen politischen Gründe also nicht oder doch nicht in dem Maße entgegen, wie dies bei dem Staat und vornehmlich beim deutschen Reiche der Fall ist. Wohl aber wird man auch hier nicht jedem auftauchenden Projecte ohne Weiteres zustimmen dürfen, sondern Rücksicht zu nehmen haben auf die Tendenz, die mit demselben verfolgt wird.

Jeder derartige Vorschlag muß zuerst von dem Gesichtspunkte aus geprüft werden, ob bei seiner Durchführung auch nicht etwa dem kapitalistischen Interesse des Profitmachens, dem Verdienen die Hauptrolle zugetheilt werden soll. Wir meinen nämlich, daß communistischer Betrieb im Interesse der Gesammtheit gehandhabt und daher pecuniäres Verdienen dabei ausgeschlossen werden muß; eine aus Gewerbebetrieb fließende Einnahmequelle der Commune ist ja doch nur als eine indirecte Steuer anzusehen. Die Production zu einer Steuerquelle machen, heißt das Product um den Steuerbetrag vertheuern; ein derartiges Verfahren kann nur in dem einen Falle gerechtfertigt erscheinen, wenn das von der Stadt betriebene Gewerbe nicht allen Bürgern zu Gute kommt, oder es doch für gewisse Klassen und Stände von besonderem Nutzen ist.

Betrachten wir beispielsweise die städtische Gasfabrikation. So weit das von der Stadt selbst fabricirte Gas zur Beleuchtung der Straßen und öffentlichen Gebäude benutzt wird, haben alle Bürger ein gleichmäßiges Interesse an billiger und guter Herstellung; da aber die Stadt auch Gas an Private liefert und da Gaslicht, Gasheizung und das Kochen auf Gas nicht in allen Wohnungen, namentlich nicht in den Arbeiter- und Kleinbürger-Wohnungen gebräuchlich ist, einmal, weil Gas ein zwar angenehmes und bequemes, in Vergleich zu Petroleum aber theures Brennmaterial ist, andererseits aber auch, weil die billigeren, von den kleinen Leuten benutzten Wohnungen nur in seltenen Fällen mit Gasleitungen versehen sind, — so dürfte es durchaus nicht ungerecht sein, wenn die Stadt den Preis des Gases so stellt, daß bei der Fabrikation noch ein Ueberschuß erzielt wird.

Ein Gleiches gilt von allen Verkehrs-Anstalten, namentlich von den in allen Großstädten immer mehr an Ausdehnung gewinnenden Pferdebahnen. Sie werden ein geradezu unentbehrliches Communicationsmittel, sie können ohne Benutzung der öffentlichen Straßen überhaupt nicht angelegt werden, sie sind daher naturgemäß im Besitze eines Monopols, da bei der Enge der Straßen und dem regen Verkehr unmöglich mehrere Linien nebeneinander fahren und sich im Preise Concurrenz machen können. Bei diesen Anstalten wird der Betrieb durch die Communen sehr bald eine Nothwendigkeit werden, hier wird aber auch der Fahrpreis immer so bemessen werden müssen, daß voraussichtlich ein Ueberschuß erzielt wird, da man ja die Zahl der Fahrgäste nie mit Sicherheit vorherbestimmen und auch wegen der einmal gebräuchlichen Münzen auf gewisse Sätze abgerundete Beträge erheben muß.

Es lassen sich noch eine Menge von Gewerben aufzählen, bei denen communistischer Betrieb denkbar und wünschenswerth erscheint und deren Producte oder Dienstleistungen doch nicht allen Einwohnern gleichmäßig zu Gute kommt;

bei der Mehrzahl dieser Betriebe wird es gar nicht möglich sein, den Preis des Products oder der Benutzung so abzumessen, daß die Productionskosten und die Instandhaltung der Anlagen genau gedeckt werden; alle derartigen Gewerbe können also von der Stadt auch als Einnahmequellen benutzt werden, die um so ergiebiger fließen werden, je prompter das Geschäft gehandhabt und je billiger der Detailpreis gestellt wird.

Der soeben besprochenen Kategorie von Geschäften stellen wir eine zweite gegenüber, deren Producte oder Dienstleistungen allen Einwohnern gleichmäßig zu Gute kommen; bei diesen würden wir die Uebernahme durch die Stadt nur in dem Falle befürworten können, wenn der Betrieb unter keinen Umständen zu einer Steuerquelle gemacht wird. Diese Art des städtischen Gewerbe-Betriebes muß auf Kosten der Gesammtheit verwaltet, das Product den Bürgern ebenso unentgeltlich zur Disposition gestellt werden, wie die Benutzung der Brücken, des Pflasters, der Parks und der öffentlichen Brunnen, Museen 2c.

Zu dieser Kategorie rechnen wir alle der Gesundheitspflege dienenden Gewerbe, wozu u. E. auch die Versorgung der Wohnungen mit reinem Wasser gehört.

Allseitig wird anerkannt, daß der mehr oder minder reichliche Gebrauch von Wasser zur Reinhaltung der Wohnungen, der Wäsche und des menschlichen Körpers eminenten Einfluß auf den Gesundheitszustand der Einzelnen wie der Gesammtheit der Bevölkerung ausübt. Schon jetzt ist die Versorgung der Wohnungen und Geschäftsräume mit Wasser fast durchweg eine von den städtischen Behörden geleitete öffentliche Angelegenheit; den Verbrauch des Wassers durch hohe Preise desselben vermindern, heißt den Gesundheitszustand der Bevölkerung verschlechtern. Das thun also die städtischen Anstalten, wenn sie die Wasserwerke zu einer Einnahmequelle für den Steuerfiscus machen; hierbei würde eine unentgeltliche Lieferung für den Hausbedarf unbedingt zu empfehlen sein; für das zum Gewerbebetrieb entnommene Wasser würden die Consumenten selbstverständlich einen angemessenen Preis bezahlen müssen.

In derselben Weise, wie die Stadt die Wohnungen mit Wasser versorgt, sollte sie auch die Fabrikation und Lieferung von Eis in den Sommermonaten in die Hand nehmen. Im ersten Augenblick wird diese Forderung auffällig erscheinen, da die Benutzung von Eis zur Kühlung und Conservirung der Nahrungsmittel heute noch als ein Luxus gilt, trotzdem unsere Bevölkerung im Sommer schon von jedem Bierschänker verlangt, daß er das Bier auf Eis liegen habe. Wer sich aber mit den Wohnungsverhältnissen unserer Großstädte vertraut gemacht hat und den gänzlichen Mangel an kühlen Kellerräumen kennt, der wird uns ohne Weiteres zustimmen, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß die in den heißen Monaten so enorm steigende Sterblichkeit, namentlich unter den Kindern, vielfach auf den Genuß verdorbener Nahrungsmittel, namentlich auch auf sauer gewordene Milch zurückgeführt werden muß.

Die Großstädte beziehen ihren Bedarf an Milch, diesem für die ersten Lebensjahre des Menschen fast unentbehrlichen Nahrungsmittel, nicht nur aus der nächsten Umgebung, sondern auch aus weiterer Entfernung, da die benachbarten Dörfer und Güter den Bedarf zu decken nicht im Stande sind. Die Milch hat also einen stundenlangen und meilenweiten Transport auszuhalten und wird in den heißen und dumpfen Wohnungen sauer. Diesem Uebelstande kann nur durch Benutzung von Eisspinden abgeholfen werden; der hohe Eispreis im Sommer erschwert und verhindert den Gebrauch zu dem oben gedachten Zwecke. Nachdem sich nun aber die Herstellung von künstlichem Eis durch Ammoniak-Dämpfe praktisch bewährt hat, dürfte die Anlegung

von derartigen Eisfabriken um so mehr Aufgabe der Communen sein, als die Durchführung in großartigem Maßstabe mit verhältnißmäßig geringen Kosten bewirkt werden kann und der Verkauf von Eis zu industriellen Zwecken, an Fleischer, Brauer, Restaurateure, Conditoren 2c. sicherlich so viel einbringen wird, daß der Preis für das in den Privat-Haushaltungen zu consumirende Eis auf ein Minimum herabgesetzt werden könnte.

Aus Rücksichten auf die öffentliche Gesundheitspflege glauben wir auch die Uebernahme sämmtlicher Bade-Anstalten und Apotheken von den Städten fordern zu müssen. Immer mehr greift die Ueberzeugung um sich, daß durch rationelle und sorgfältige Pflege der Haut einer Menge von Krankheiten vorgebeugt werden kann; daß der Gebrauch von Bädern in sehr vielen Fällen das beste Mittel zur Herstellung der Gesundheit ist. Wenn Rücksichten auf das öffentliche Wohl bestimmend bei der Entscheidung der Frage sind, ob und welche Gewerbe dem Privatbetriebe entzogen und den Communen zur Verwaltung übergeben werden sollen, so müssen die Bade-Anstalten mit in die erste Reihe gestellt werden. Denn bei dem Privatbetriebe muß die Rentabilität des Geschäftes unbedingt berücksichtigt werden, während öffentliche Bade-Anstalten auf jeden geschäftlichen Ueberschuß verzichten und Bedürftigen und Kranken unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden können.

Die vielgeschmähten Türken, die beinahe neben jeder Moschee ein öffentliches Bad eingerichtet haben, können uns in dieser Beziehung zum Muster dienen.

Die Uebernahme der Apotheken muß geradezu aus Gründen der öffentlichen Moral gefordert werden. Der freilich mit manchen lästigen Verpflichtungen verbundene monopolisirte Privatbetrieb hat es zu Wege gebracht, daß für die nothwendigsten Arzneimittel Preise bezahlt werden müssen, deren wucherische Höhe durch die Bezeichnung: „Apothekerpreise" längst sprüchwörtlich geworden ist. Läßt es sich denn nun aber verantworten, daß man die Bereitung und den Verkauf von Arzneimitteln dem privilegirten Wucher überläßt, während man es als eine volkswirthschaftliche Verirrung bezeichnet, wenn man z. B. für die inländische Eisenproduction einen Schutz verlangt? Wenn Eisen im Interesse der Consumenten durchaus nicht um wenige Procente vertheuert werden darf, wie will man den Aufschlag von 100 pCt. bei den Arzneimitteln vertheidigen?

Wer die Gründe gegen vollständige Freigabe des Apothekergewerbes anerkennt, die wucherische Ausbeutung der Kranken aber für ein Verbrechen an der öffentlichen Moral hält, der wird dem von uns vorgeschlagenen einfachen Ausweg aus dem schwierigen Dilemma zustimmen müssen.

Ein öffentliches Gesundheits-Amt, auf dessen Errichtung ja jetzt von allen Seiten gedrängt wird, kann die ihm gestellten Aufgaben erst dann erfüllen, wenn die Apotheken aufgehört haben, auf Erwerb gerichtete Privatgeschäfte zu sein und Communal-Anstalten geworden sind, in denen sich zu gleicher Zeit die chemischen Laboratorien und Stationen zur Prüfung und Untersuchung der Nahrungsmittel, des Wassers und sonstiger Substanzen auf ihre Reinheit befinden; Laboratorien, mit denen auch die Eisbereitung, die Herstellung von massenhaft zu benutzenden Desinfectionsmitteln u. dgl. verbunden werden kann.

Wir halten es für die erste Aufgabe des Reichs-Gesundheitsamtes, die Staaten zur Ablösung der ertheilten Privilegien zu bewegen und den Communen, auf dem Lande den Kreisen, die Verpflichtung zur Uebernahme und Unterhaltung der Apotheken aufzulegen. Dem Geheimmittel-Schwindel würde durch diese Organisation gründlich entgegengearbeitet werden können.

Mit den vorstehend aufgezählten Einrichtungen meinen wir durchaus nicht die

Reihe der Betriebe erschöpft zu haben, welche schon unter den heutigen Verhältnissen dem communistischen Betriebe übergeben werden können; unsere Erörterung bezweckt vielmehr nur die Anregung zu einer eingehenderen Debatte über diese so wichtige Frage zu geben, und finden sich nun vielleicht berufenere Fachkenner der einzelnen Gewerbe veranlaßt, ihre con- oder dissentirenden Ansichten der Oeffentlichkeit zu übergeben. Denn auch von gegnerischer Seite wird zugestanden, daß eine Prüfung der vorliegenden Frage dringend nothwendig ist, da ja die ganze Tendenz unserer Zeit dem genossenschaftlichen, theilweise auch dem communistischen öffentlichen Gewerbebetriebe zuneigt.

Wie sehr Letzteres der Fall, zeigt sich recht deutlich in Berlin. Die in ihrer Mehrzahl manchesterlich gesinnten Stadtverordneten haben sicherlich nicht die Absicht gehabt, einen immer weiter um sich greifenden Gewerbebetrieb einzurichten und doch sind sie durch die erst zum kleinsten Theile vollendete Canalisation der Stadt wider ihren Willen dazu getrieben worden. Die Stadt hat auf der Südseite das Gut Osdorf mit circa 3500 Magdeburger Morgen Acker kaufen müssen, um die Rieselfelder zur Verwerthung der aus der Stadt fortgeschwemmten Fäcalstoffe anzulegen. Hier wird Gemüsebau en gros betrieben, und sind in Folge davon wieder Verkaufshallen für den Detail-Verkauf eingerichtet worden, in denen das Publicum seinen Bedarf zu verhältnißmäßig billigen Preisen decken kann.

Das ist nun der sehr kleine Anfang, aus dem sich naturgemäß eine immer weiter um sich greifende Production entwickeln muß. Denn die weiten, zur Unterbringung des Rieselwassers nothwendigen Flächen können nur zum kleineren Theile für Gemüsebau hergerichtet werden; die überwiegend größte Fläche muß zur Grasproduction dienen. Von den bis jetzt cultivirten 700 Morgen werden nur 230 Morgen mit Gemüse, Tabak, Hanf und Korbweiden bepflanzt, der Rest von 470 Morgen, also mehr als zwei Drittel der Fläche, wird zum Grasbau benutzt und liefert der Morgen bei drei Schnitten circa 180 Centner Gras.

Vorläufig stehen in Osdorf 70 Kühe, deren Milchertrag mit täglich ca. 6—700 Liter verpachtet ist. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß der jetzt noch schwunghaft betriebene Verkauf von grünem Gras, welches mit 30 Pf. pro Centner abgegeben wird, mit zunehmender Production das erzeugte Grasquantum zu bewältigen nicht im Stande ist. Außerdem ist es klar, daß das Gras sich durch Verfuttern an die eigenen Kühe pecuniär besser verwerthet, als durch Verkauf. So wird die Stadt von selbst zu einer immer ausgedehnteren Milchwirthschaft getrieben und muß dann wieder aus pecuniären Rücksichten den Detail-Verkauf selbst in die Hand nehmen.

Auch unter den Berliner Aerzten werden schon Stimmen laut, welche im Interesse der kleinen Kinder die Stadt zur Lieferung von reingehaltener Kuhmilch auffordern, da man der Ansicht ist, daß die enorme Kindersterblichkeit in Berlin zum großen Theil der verfälschten, verdorbenen oder von kranken Kühen herrührenden Milch zugeschrieben werden muß. So wirken also neben den pecuniären auch sanitäre Interessen auf die Ausdehnung der Milchproduction durch die Stadt.

Berlin wird nach vollständig durchgeführter Canalisation circa 10,000 Morgen Rieselland gebrauchen; aus landwirthschaftlichen Gründen werden davon etwa 7000 Morgen zum Grasbau dienen müssen. Bei einem Ertrage von 180 Ctr. Gras pro Morgen kann man bequem 3000 Kühe halten, welche, 10 Liter im Durchschnitt pro Tag gerechnet, täglich 30,000 Liter Milch liefern. Damit kann natürlich nicht der ganze Bedarf der Stadt gedeckt werden, der bei einer Million

Menschen auf 180,000 bis 200,000 Liter täglich zu veranschlagen ist. Immerhin ist es ein eminenter Vortheil für die Bevölkerung, wenn die Stadt als größter Producent in den Concurrenzkampf eintritt und dadurch sowohl auf die Preise wie auf die Qualität der Waare bestimmenden Einfluß gewinnt.

Reine Milchwirthschaft läßt sich besonders vortheilhaft betreiben, wenn man immer frischmilchende Kühe einstellt; dann kann man pro Kuh 12—14 Liter Milch erzielen, vorausgesetzt, daß man so gut als möglich füttert; die in dem Milchertrag nachlassenden Kühe sind inzwischen fett geworden und können zur Schlachtbank wandern. Im Durchschnitt werden also künftig durch den städtischen Betrieb der Milchwirthschaft 3000 fette Kühe jährlich für den Consum der Einwohnerschaft disponibel gestellt. Da nun die Stadt ihren eigenen Schlachthof baut, kann sie ihr Fettvieh nicht an die Schlächter abgeben, sondern muß es auf eigene Rechnung schlachten lassen und das Fleisch in ähnlichen Verkaufshallen, wie Milch und Gemüse, direct an das Publicum verkaufen, wenn sie den möglichst hohen pecuniären Nutzen aus ihrem landwirthschaftlichen Betriebe erzielen will.

Liebhaber und Abnehmer wird dies Fleisch um so eher finden, als man ja überzeugt sein darf, daß aus den städtischen Ställen nur unbedingt gesundes Vieh zum Schlachthof gebracht werden wird. Die Privat-Schlächter werden dann durch die Concurrenz der Stadt gezwungen, den Anforderungen des Publicums in Bezug auf Preis und Qualität mehr Rechnung zu tragen, als es jetzt der Fall ist, da die Stadt in der Lage ist, der steigenden Nachfrage in ihren Fleischhallen durch Ankauf von Vieh auf dem Markt vollständig Genüge zu leisten.

So werden die pecuniären Interessen des Stadtsäckels ebenso sehr wie die Anforderungen der Gesundheitspflege zu immer weiterer Ausdehnung der communistischen Production drängen.

Von unserem Standpunkt aus können wir nur wünschen, daß sich die Städte an allen Productions- und Handels-Geschäften betheiligen, deren unreeller Betrieb dem consumirenden Publicum unberechenbaren Nachtheil zufügt, also vor Allem an der Production und dem Handel mit den nothwendigsten Lebensmitteln. Eine von der Stadt organisirte Concurrenz wird der jetzt in so hohem Maße betriebenen Verfälschung schneller und gründlicher ein Ende machen, als polizeiliche Maßregeln, welche ja deshalb natürlich nicht zu unterbleiben brauchen. Ein derartiger Betrieb muß selbstverständlich auch einen nennenswerthen Verdienst abwerfen, was nicht zu verachten ist, da sich ja die Steuerlast der Bürger um den so gewonnenen Betrag ermäßigen muß.

Der von uns geforderte profitlose Betrieb vieler Geschäfte ist bei dem bestehenden Steuersystem und bei der üblichen Art der Besteuerung in den Städten nur nach riesiger Vermehrung der Schulden und der Einkommensteuer auszuführen und daher ohne eine gründliche und durchgreifende Steuerreform schwerlich zu realisiren. Legt man aber bei der so wie so nothwendig werdenden Steuerreform den Hebel da an, wo er angelegt werden muß, um die Einnahmen der Communen erheblich zu vermehren, ohne die nach den heutigen Rechtsbegriffen ehrlich verdienten Einkommen der besitzenden Klassen übermäßig zu belasten, so werden sich auch die Mittel zur Durchführung der vorstehenden, gewiß nicht übertrieben gestellten Anforderungen finden.

Unsere Vorschläge zu einer gründlichen Reform des Steuersystems in den Großstädten werden wir den Lesern demnächst in einem besonderen Artikel vortragen.

—m.

Nachwort der Redaction.

Wir glauben durch Veröffentlichung des vorstehenden Artikels eine neue Anregung zur Besprechung eines wichtigen Gegenstandes gegeben zu haben. Es macht sich auf den verschiedensten Seiten die Meinung geltend, daß die allmähliche Uebernahme der wirthschaftlichen Betriebe durch die Gemeinden, an die sich naturgemäß eine gewisse gemeinsame Leitung größerer Complexe anschließen wird, unter gleichzeitiger Demokratisirung der communalen und staatlichen Einrichtungen der sicherste und beste Weg zur friedlichen Lösung der socialen Frage ist.

Die sociale Lage in Italien.

Von Benoît Malon.

Dritter Artikel.

(Die angebliche Trägheit der Italiener; ihre außerordentliche und unheilvolle Enthaltsamkeit in Folge des Lohngesetzes. Stand der Löhne der Landleute, Arbeiter, Frauen, Kinder und der Angestellten.)

Man hat viel von der angeblichen Trägheit der Italiener gesprochen. Eigenthümliche Faullenzer, diese abgehärteten Piemontesen, die ersten Erdarbeiter Europas, diese unermüdlichen Lombarden, diese thätigen Ligurier, diese geschäftigen Luccaer, diese lebhaften Romagnolen, diese arbeitsamen Toscaner und diese rauhen Arbeiter der neapolitanischen Provinzen! Die Reisenden, welche bisher allein über Italien geschrieben haben, haben einige Tausende von Lazzaroni und Bettlern für das italienische Volk angesehen.

Zwar wirft sich der Italiener auf die Speculation, sobald er nur irgend kann; zwar ist er eifrig bemüht, durch irgend ein kleines Handwerk eigener Erfindung, als Händler, herumziehender Musiker u. s. w. sich productiver Arbeit zu entziehen, — aber geschieht das wohl aus Trägheit oder nicht vielmehr in Folge erbärmlicher gesellschaftlicher Zustände, welche für einen Spottlohn eine ermüdende Arbeit von 12 bis 16 Stunden täglich verlangen?!

Die Männer des Fortschritts thäten besser daran, die übergroße Mäßigkeit der Italiener zu bekämpfen. Diese Mäßigkeit überschreitet Alles, was man sich nur einbilden kann; sie streift bis an die Bedürfnißlosigkeit gegenüber dem Allernothwendigsten. Im Occidente giebt es heutzutage keinen Arbeiter, welcher nicht wenigstens für seinen Hunger Brod, einige warme Lebensmittel, Feuer im Winter, eine Wohnung und ein einfaches Lager verlangte. Der Italiener begnügt sich mit der entsetzlichen Maisabkochung, genannt Polenta, als Nahrung, oder mit Kastanien oder schwarzem Brode und er entbehrt ohne Widerspruch warme Nahrungsmittel, das Feuer im Winter*), und als Wohnung wird er, wenn er keine Familie hat, als hinreichend ansehen einen Heuboden oder einen anderen Stubenraum, wo er an der Seite von 10 oder 20 Kameraden auf Stroh schlafen kann. Darnach ist das, was in seinen Augen das unbedingt Nothwendige darstellt, um die Hälfte geringer als das beispielsweise für einen Fran-

*) Wir bemerken, daß es in Nord-Italien ebenso kalt ist wie in Mittel-Europa.

zosen oder Schweizer unbedingt Nothwendige.

Vermöge des ehernen Lohngesetzes nun — welches so lange wahr bleiben wird, als nicht die gesammte Arbeitskraft gegen die kapitalistische Ausbeutung sich organisirt hat —, wonach der Durchschnittslohn die Höhe des unbedingt Nothwendigen nie überschreitet und häufig nicht einmal erreicht, erhellt, daß der Lohn des Italieners um die Hälfte geringer ist als der des Franzosen oder Schweizers, deren Lebensbedürfnisse die doppelten sind. Denn was man nach einem gewissen Uebereinkommen das unbedingt Nothwendige nennt, ist sehr veränderlich. Die Natur des Menschen kann sich unglücklicher Weise den Leiden zu sehr anpassen; die schmerzlichsten Entbehrungen quälen ein menschliches Wesen, untergraben seine Gesundheit, verkürzen sein Leben; aber, wofern nicht zufällige Umstände oder eine vollständige Entblößung hinzutreten, tödten sie nicht auf der Stelle: nach Hunderten von Millionen zählen Diejenigen, welche in 20 bis 40 Jahren langsam sterben, an allmählicher Entkräftung in Folge fortgesetzter Entbehrungen, und jene Unglücklichsten sind zu zählen, welche ganz plötzlich auf elendem Lager oder in irgend einem Winkel todt zusammenbrechen. Die natürliche Zuchtwahl ist noch am Werk. Die Erblichkeit überträgt eine größere Widerstandskraft gegen Entbehrungen, eine anspruchslosere Körperanlage, und da die Schwächsten bereits in früherem Alter sterben, so erhält sich die Constitution der widerstandsfähigeren Kategorien von Individuen, für welche die Entbehrungen von minder mörderischer Wirkung sind. So würde ein Europäer sterben, wenn er nur das unbedingt Nothwendige erhielte, welches den Chinesen vollständig glücklich macht.

Das eherne Lohngesetz lastet gewaltig auf diesen Unterschieden. Man darf sogar behaupten, daß es, je niedriger das Niveau des unbedingt Nothwendigen ist, desto mehr Opfer vernichtet; der Chinese entbehrt häufiger die Abfälle, mit denen er sich begnügt, als der Europäer das Brod, welches er verlangt, und um weniger allgemein zu sprechen: dem Irländer fehlte es zur Zeit seines großen Elends öfter an Kartoffeln als dem Engländer an Fleisch, und der italienische Arbeiter entbehrt häufiger Schwarzbrod oder Polenta als der französische Arbeiter Weißbrod und etwas Fleisch.

Ja, der böseste Feind des italienischen Proletariats ist seine übermäßige Bedürfnißlosigkeit, welche es den Kapitalisten ausliefert, gefesselt an Händen und Füßen, ohne Hoffnung und ohne Verlangen nach gerechter Aenderung.

„Man muß Italien besuchen, man muß mit den Italienern umgehen, um zu begreifen, wie antisocial die Habsucht ist und wie feindlich dem Wachsthum des allgemeinen Wohles.

„Aber das ist nicht Alles; der Italiener ist auch zu mäßig. Er hat keine Bedürfnisse. Daher ist er verloren. Die Nüchternheit, auch eine negative Tugend, richtet in Italien größere Verwüstungen an und schadet der socialen Entwickelung mehr, als man sich vorstellen kann. Wie oft habe ich den Italienern an Stelle dieser unglücklichen Tugend ein halbes Dutzend recht lebendiger, in Bewegung setzender Laster gewünscht! ....

„Es ist selbstverständlich, daß ich hier nicht Liederlichkeit und Ausschweifung predige; ich stelle nur fest, daß gewisse sogenannte Tugenden, welche eine Zierde des Einzelnen sein und einen wohlmeinenden Familienvater veranlassen können, dem Betreffenden seine Tochter zur Ehe zu geben, — daß diese Tugenden manchmal die eigenthümlichsten Folgen haben, wenn man sie in einer

Sammelmehrheit von einigen Millionen Individuen wirksam sieht....

„Der Italiener ißt sehr wenig, trinkt noch weniger, und die Abwesenheit von tausenderlei Dingen, welche bei dem Engländer oder Franzosen einer schmerzlichen Entbehrung gleichkäme, läßt ihn gleichgültig....

„Diese Nichtachtung materiellen Wohlseins ist vom christlichen Standpunkt aus ganz vorzüglich und muß schnurstracks in's Paradies führen; leider ist die Erde nicht das Paradies, und nicht auf diese Weise erobert man die Erde....

„Wer hat die Welt civilisirt, das nüchterne Sparta oder das lebensfrohe Athen? — Das Ideal von Nüchternheit ist, Eicheln zu essen und reines Quellwasser zu trinken. Das nimmt sich ganz gut aus in Predigten gegen die Verderbniß des Jahrhunderts; aber dann lebt wohl, Gesellschaft, Fortschritt, Civilisation, Verbesserung des Lebens auf der Erde, die doch nun einmal des Menschen Wohnsitz ist!" *)

Die Kapitalisten und ihre intellectuellen Bedienten, die Oekonomisten, haben diese Neigungen ihrer Ausbeutungsmaterie schlau gefördert. In kleinen Schriften, in öffentlichen Versammlungen, in Reden bei den „Hülfskassen auf Gegenseitigkeit" haben sie ohne Unterlaß „heiligste" Mäßigung und Entsagung und nicht minder heilsames individuelles Sparen gepredigt, sowie namentlich den Abscheu vor allen berechtigen Forderungen. Die Mazzinisten ihrerseits nehmen Diejenigen in Beschlag, welche den Oekonomisten entronnen sind, und predigen die Heiligkeit der Pflichten ohne Rechte.

Es ist begreiflich, daß sich die italienischen Proletarier durch diese Sophismen, denen sie von allen Seiten ausgesetzt waren, fangen ließen. Gleichwohl — ich spreche noch nicht von der socialistischen Elite — sind die Anzeichen des nahenden Erwachens zahlreich. Die großen Strikes von Mailand (1872), von Mantua (1874), die sechszig Hunger-Aufstände (1874), welche den Bauernrevolten gegen die verhaßte Mahlsteuer (macinato) folgten, die schöne corporative Organisation der Buchdrucker, der Strike in Biella, der besonders wichtig ist durch die Zahl der Theilnehmer, durch das hassenswerthe Auftreten der Kapitalisten und ihres weltlichen Armes, der Polizei, im Gegensatze zu der sicheren Ruhe und dem einmüthigen Widerstande der Arbeiter: das Alles sind, ohne einer Menge secundärer Thatsachen zu gedenken, Beweise, daß der Geist erwachenden Rechtsbewußtseins allen Einschläferern und Sophisten zum Trotz in das italienische Proletariat einzudringen beginnt. *)

*) Arthur Arnould: Von Paris nach Buenos-Ayres, von einem Reisenden wider Willen.

*) Wie weit die Sophisterei der Oekonomisten betreffs der socialen Frage geht, läßt sich gar nicht vorstellen. Man lese z. B., in welchen Ausdrücken ein Parteigänger des laisser faire, ein Held der Freiheit der Arbeit, mit einem Worte, ein liberaler Oekonom, ein Attentat von Mailänder Industriellen gegen eben diese Freiheit der Arbeit billigt, die er so tapfer vertheidigt, wenn sie nichts Anderes ist als die von den Kapitalisten beanspruchte Freiheit der Ausbeutung:

„Zu Mailand hat sich eine große Anzahl industrieller Arbeiter die Axt auf die Füße geworfen (in dem Strike von 1872). So werden z. B. die Mechaniker, wenn sie künftighin wieder in die Arbeit eintreten wollen, sich einem Collectiv-Reglement, das ihnen von den vereinigten Fabrikbesitzern dieser Stadt aufgezwungen wird, unterwerfen müssen.

„Einer der Artikel des Reglements verpflichtet die Arbeiter, stets in den Händen ihres Brodherrn den Lohn der letzten Woche zu deponiren.... und fehlt einmal ein Arbeiter ohne ausreichenden Grund oder, schlimmer noch, versucht er die anderen aufzureizen, so wird er weggejagt und verliert sein Depot.

„Ein Artikel bestimmt, daß die Arbeitgeber keinen aus einer anderen Werkstatt entlassenen Arbeiter annehmen dürfen,

Wir begrüßen von ganzem Herzen und mit vollster Hoffnung diese Morgenröthe des rechtfordernden Bewußtseins, und um ihre Unerläßlichkeit zu beweisen, braucht man nur das Elend der Gegenwart darzulegen. Was wir soeben über Italiens politische und sociale Lage, über die maßlose Bedürfnißlosigkeit der Italiener gesagt, läßt ahnen und erklärt genügend das ausnehmend elende Geschick, unter welchem die Arbeiter dieses Landes leiden; es sind einfache Folgen des Dargelegten, die wir nunmehr zu constatiren haben.

Seitdem sich nach der Unabhängigkeits-Revolution die ökonomische Entwickelung fast ausschließlich auf den Handel und die Speculation gerichtet, hat sich der Preis der Waaren und namentlich der Jedem unentbehrlichen, wie Eßwaaren, Brennmaterialien und Wohnung mehr als verdoppelt.

Ich gebe hier eine Tabelle officiellen Ursprungs wieder, welche mehrere Zeitschriften im Jahre 1874 veröffentlichten und welche sich über diese Verhältnisse des Längeren ausläßt:

Preise von Brod und Fleisch pro Kilogramm.

		1840. c.	1860. c.	1873. c.
Venedig,	Brod 2. Sorte	0,32	0,40	0,60
„	Rindfleisch	0,89	1,25	2,20
Neapel,	Brod 2. Sorte	0,30	0,38	0,55
„	Rindfleisch	0,70	1,10	2,14
Mailand,	Brod 2. Sorte	0,35	?	0,65
„	Rindfleisch	0,75	1,25	2,35
Turin,	Brod 2. Sorte	0,32	?	0,50
„	Rindfleisch	1,02	1,50	2,25
Rom,	Brod 2. Sorte	0,25	?	0,70
„	Rindfleisch	0,60	1,05	3,10

Aus diesen Zahlen ergiebt sich, daß der Preis des Brodes in 33 Jahren zugenommen hat in Venedig um 88 pCt., in Neapel um 83 pCt., in Mailand um 86 pCt., in Turin um 56 pCt., in Rom um 180 pCt., macht für die hauptsächlichsten Städte Italiens eine durchschnittliche Preiserhöhung von 98 pCt.!

Ferner ergiebt sich, daß sich der Preis des Fleisches zu Venedig um 147 pCt., zu Neapel um 305 pCt., zu Mailand um 210 pCt., zu Turin um 121 pCt., zu Rom um 417 pCt. erhöht hat, macht für die bedeutendsten Städte Italiens eine durchschnittliche Erhöhung von 221 pCt.

Man wird einwerfen, daß 1873 und 1874 in Bezug auf das Brod Theuerungsjahre waren, und es beträgt auch der Durchschnittspreis des Brodes zur Zeit 52 Centimes pro Kilo. Aber selbst nach diesem Abzuge bleibt immer eine mittlere Preiserhöhung von 75 pCt. für das Brod. Die Fleischpreise steigen ohne Unterlaß.

Die Preise von Oel, sogenannten italienischen Kuchen, Salz, Butter, Käse u. s. w. haben sich verdoppelt, der Preis von Geflügel verdreifacht; Wein, der früher im Detail zu 10 bis 20 Centimes der Liter verkauft wurde, kostet jetzt 40 bis 80 Centimes. Das einzige Zimmer, mit welchem sich die Arbeiterfamilien begnügen, kostete ehedem 25 bis 45 Francs Miethe, jetzt 70 bis 125 Francs. †) Der Preis des Brennholzes hat sich verdreifacht; in Mailand kostet der Centner jetzt 5 Francs.

---

aus den im Reglement angegebenen Gründen.

„Der Zweck dieses Reglements ist offenbar, für die Zukunft Strikes zu verhindern. Wir gestehen, daß wir dasselbe mit großem Vergnügen sehen .... im eigenen Interesse der Arbeiter. (!?) Die Mailänder Industriellen werden so ein heilbringendes Beispiel gegeben haben. Noch haben die Industriellen keines Landes ausreichende Vorsicht und Weisheit gezeigt." (Carlo Buratti: Armonia degli interessi sociali = Harmonie der socialen Interessen, Seite 206.)

Wem gebührt da die Palme der Infamie? Den Industriellen, welche ihre Arbeiter begaunern wollen, um ihnen jede Freiheit zu nehmen, oder dem unverschämten Weihrauchstreuer?

†) Eine Ausnahme machen einige entvölkerte Städte, wie Pisa, Venedig, Siena u. s. w., wo die Miethen weniger hoch sind.

Während desselben Zeitlaufs sind die Löhne, selbst nach dem Geständnisse der Oekonomisten, nur um 40 pCt. gestiegen. —

Sehen wir uns diese Thatsachen von einem anderen Gesichtspunkte an!

Der Preis der unbedingt nothwendigen Lebensmittel ist in diesem Augenblicke höher als in Frankreich, der Schweiz und Belgien; dagegen stellt sich der Lohn der italienischen Arbeiter zu dem der französischen, schweizerischen und belgischen wie 55 zu 100!

Das verlangt jedoch einen Beweis, den wir hiermit des Längeren in schlagendster Weise geben:

In der Lombardei, in Piemont und in Ligurien wird ein ländlicher Taglöhner *) während der Ernte mit 3 Francs, während der anderen Sommerzeit mit 2 Francs, während des Frühlings und des Herbstes mit 1 Franc, während des Winters mit 70 bis 85 Centimes abgelohnt; ungefähr 2 Monate ist er ohne Arbeit. Daraus ergiebt sich, daß sein jährlicher Durchschnittslohn zwischen 280 und 320 Francs schwankt. Und mit diesem Lohne muß er und seine Familie wohnen, sich kleiden und ernähren.

Dieselben Taglöhner werden in den anderen Provinzen noch viel schlechter bezahlt; sie verdienen in Venedig während des Winters 60 bis 75 Centimes, während des Sommers 1 bis 1,50 Francs, während der Ernte- und Dreschzeit 2 Francs. In der Romagna und verschiedenen Gegenden Toscana's **) verdienen sie 0,70 bis 1,50 Francs: macht für diese drei Provinzen einen jährlichen Verdienst von nur 240 bis 290 Francs, wenn man die arbeitslose Zeit in Rechnung zieht. Im Neapolitanischen halten sich die Löhne der ländlichen Tagarbeiter zwischen 50 bis 80 Centimes, in Sicilien zwischen 0,65 bis 1,00 Francs.

Für die Proletarier der Industrie und des Handwerks ergeben die Arbeitslöhne keine günstigere Lage.

Zu Mailand verdienen die Hutmacher ungefähr 2,65 Francs, die Schriftsetzer 24 Cent. per Tausend, die Schuhmacher 1,50 Fr., die Klempner 1,65 Fr., die Tischler und Schneider 2 Fr., die Spinner 1,50 bis 2,50 Fr., die Weber 10 bis 15 Fr. (pro Woche), die Bäcker 40 Fr. (pro Monat), die Holzmodellirer 2,50 Fr., die Schloß-Mechaniker 2,60 Fr., die Wagenbauer 1,80 Fr., die Korbmacher 1,90 Fr., die Böttcher 1,50 Fr., die Gießer 3,50 Fr., die Juweliere 3,20 Fr., die Graveure 3 Fr., die Möbelarbeiter 1,60 Fr., die Fabrikarbeiter 1,70 bis 2,30 Fr., die Taglöhner 1,60 Fr., die Fabrikarbeiterinnen 0,60 bis 1,10 Fr., die Kinder 30 bis 50 Centimes.

In den anderen lombardischen Städten sind die Löhne wenig verschieden. Die Papierarbeiter verdienen nach Garelli 50 Centimes bis 3 Francs, die Frauen 30 Centimes bis 1 Franc. Die Handwerksarbeiter verdienen durchschnittlich 1,60 bis 2,20 Francs, die Taglöhner 1,40 Fr., die Fabrikarbeiterinnen 80 Centimes bis 1,10 Fr., die Kinder 30 bis 50 Centimes.

Im Allgemeinen beträgt in der Lombardei in den Seidenwebereien der Lohn für Männer 1,70 Fr., für Frauen 90 und für Kinder 50 Centimes. In den Leinwebereien werden die Männer mit 1,50 Fr., die Frauen mit 45 Centimes abgelohnt.

In Piemont sind die Löhne etwas höher. In dieser Provinz werden durchschnittlich bezahlt die Ziegelbrenner mit 2,10, die Tischler mit 1,75, die Hutmacher mit 1,65, die Kunsttischler mit 2,60, die Zimmermaler mit 3,50, die Schloß-Mechaniker mit 2,80 Francs, die Turiner Arsenalarbeiter mit 15 bis 25 Centimes

*) Zu bemerken ist, um jede Wiederholung zu vermeiden, daß der italienische Arbeiter niemals bei seinem Brodherrn in Kost steht. Es wird sich für die Folge hier also um den Lohn ohne die Nahrung handeln.

**) Viareggio, Pisa, Siena und die ganze Maremmengegend.

für die Stunde, die Schriftsetzer mit 35 bis 40 Centimes für das Tausend, die Weber mit 2,25, die Marmorarbeiter mit 3,00, die Maurerpoliere im Sommer mit 2,60, im Winter mit 1,40, die Maurergehülfen mit 1,35 Francs.

In den Manufacturen von Biella, wo gegenwärtig ein Strike herrscht, stellen sich die Löhne folgendermaßen: Wollspinnerei: Männer 1 bis 3 Francs, Frauen 75 Centimes bis 1,25 Francs, Kinder 40 bis 70 Centimes; Wollweberei: 25 Centimes mehr für Männer und Frauen; Strumpfmanufactur: Männer 1,40 Francs, Frauen 70, Kinder 40 Centimes; in den Baumwollen-Manufacturen beträgt der Lohn der Männer 1,50 Fr., der der Frauen 1 Franc und der der Kinder 40 Centimes.

Ich habe diese Zahlen meist nach eigenen Erkundigungen aufgestellt, indem ich gleichzeitig die von A. Manzoni in der „Revista Europea" vom Jahre 1872 veröffentlichte Lohnstatistik und das Werk des Oekonomisten Garelli (I salarii in Italia = Die Löhne in Italien) benutzte. Dieser Letztere schließt seine Statistik der Löhne in Piemont also:

„Durchschnittlich verdienen die Männer 1,90, die Frauen 1,20 Francs und die Kinder 53 Centimes. Nun kann ein Mann sehr gut täglich mit 1,25 Fr. leben, eine Frau lebt mit weniger und ein Kind mit noch weniger. Das beweist, daß der Arbeiter in ganz guten Verhältnissen lebt, und daß ihm das Sparen sehr leicht ist."

Was das für kluge Leute sind! Das Brod kostet 52 Centimes pro Kilo, Fleisch 1,30, Wein 50 Centimes der Liter, die Wohnung kostet jährlich 100 Fr. und trotz alledem soll ein Arbeiter mit 1,25 Francs täglich leben können! Wovon? —

In den Seidenspinnereien Venetiens verdienen im Durchschnitte die Männer 1,80, die Frauen 1 Fr., die Kinder 32 Centimes. Papierfabrication: Männer 1,80 Fr., Frauen 75, Kinder 40 Centimes. (Diese Arbeiter sind in der Fabrik kasernirt.)

Im Neapolitanischen beträgt der Durchschnittslohn der industriellen Arbeiter: für Männer 1 Fr., für Frauen 50, für Kinder 25 Centimes.

In Sicilien, in Sardinien und in Mittel-Italien unterscheiden sich die industriellen Löhne wenig von den in der Lombardei gezahlten.

Es bleibt uns also noch der Lohn der Grubenarbeiter, vornehmlich in den Schwefelgruben, in welcher Beziehung Sicilien und Sardinien fast das Monopol haben. Die Zahlen, welche ich vor mir habe und welche einer amtlichen Quelle entstammen, berechtigen mich, den mittleren Tageslohn der Männer auf 2,30 Fr., den der Kinder auf 50 Centimes zu veranschlagen.

Entrollen wir nun als Zusammenfassung der vorhergehenden endlosen Zahlen eine außerordentlich wichtige Tabelle. Sie ist das Endergebniß einer sehr genauen Ackerbau- und Industrie-Enquête, wie sie von der Mazziniistischen Partei unter Mitwirkung von mehr als 200 „Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfeleistung" ausgeführt worden ist.

Der Durchschnitts-Tageslohn in Italien.

	Lombardei und Venedig.	Piemont.	Mittel-Italien.	Im Neapolitanischen.
	Fr.	Fr.	Fr.	Fr.
Landarbeiter, auf ein Jahr gemiethet .	0,80	0,95	0,90	0,70
Ländliche Taglöhner, lange Zeit arbeitslos	1,00	1,20	1,10	1,00
Maurer	1,00	1,10	1,15	1,00
Tischler	1,40	1,45	1,42	1,25

	Lombardei und Venedig.	Piemont.	Mittel-Italien.	Im Neapolitanischen.
	Fr.	Fr.	Fr.	Fr.
Kunsttischler	1,90	2,10	2,00	2,00
Schuhmacher	1,40	1,45	1,40	1,30
Graveure und Verzierer	2,70	2,85	2,90	2,50
Schneider	1,20	1,25	1,30	1,24
Hutmacher	2,30	2,45	2,35	2,50
Bäcker und Kuchenmacher	2,25	2,30	2,27	2,15
Mechanische Schlosser	2,05	2,12	2,10	2,00
Weber	1,40	1,45	1,42	1,30
Spinner (Männer)	1,10	1,15	1,20	1,05
do. (Frauen)	0,75	0,80	0,80	0,75

Wenn wir unsere Generalisation noch weiter ausdehnen, können wir mit der Angabe schließen, daß der Durchschnittslohn sich folgendermaßen vertheilt:

Ländliche Taglöhner	1,00 Fr. pro Tag,	macht incl. arbeitsloser Zeit	jährlich	290 Fr.
Städtische Taglöhner	1,50 „ „ „	do.	„	385 „
Handwerksarbeiter	2,00 „ „ „	do.	„	580 „
Fabrikarbeiterinnen	0,90 „ „ „	do.	„	261 „
Landarbeiterinnen	0,80 „ „ „	do.	„	232 „
Kinder beiderlei Geschlechts	0,45 „ „ „	do.	„	145 „

Für diesen elenden Lohn müssen die italienischen Proletarier täglich 12 bis 16 Stunden arbeiten. Was können sie sich wohl im Vergelt einer so aufreibenden Arbeit schaffen? —

Payen hat das einem Arbeiter nothwendige Nahrungsquantum nach den physiologischen Bedürfnissen folgendermaßen festgestellt*):

Rindfleisch (ohne Knochen)	400 Gramm	=	Stickstoff	12	Gr.,	Kohlenstoff	44 Gr.
Weißes Brod	500 „	=	„	5,40	„	„	150 „
Frische Butter oder Fett	60 „	=	„	0,35	„	„	35 „
Wein	500 „	=	„	0,07	„	„	20 „
	1460 Gramm	=	Stickstoff	17,79	Gr.,	Kohlenstoff	249 Gr.

Setzt man in dem vorstehenden Quantum 300 Gramm Kartoffeln an die Stelle von 100 Gramm Brod und statt 200 Gramm Fleisch 200 Gramm Brod und 200 Gramm Gemüse, so hat man eine mannichfaltigere und doch gleich inhaltreiche Nahrung. Veranschlagen wir demnach die einem Arbeiter täglich nothwendige Nahrung so:

Fleisch mit Knochen	300 Gramm	zum Preise von		45	Centimes,
Brod	600 „	„	„	30	„
Butter	60 „	„	„	25	„
Wein	½ Liter	„	„	25	„
Kartoffeln	300 Gramm	„	„	6	„
Gemüse	200 „	„	„	9	„
		Summe		1,40	Francs

täglich, das macht auf das Jahr 511 Francs.

*) Es sind von mancher Seite gegen diese Aufstellungen Payens und die ihr zu Grunde liegenden physiologischen Theorien Einwände gemacht worden. Wenn aber auch diese Einwände, was noch nicht ausgemacht ist, Recht behielten und es sich etwa herausstellen sollte, daß selbst mit dem geringen Lohn, den er erhält, der italienische Arbeiter sich ausreichenden Lebensunterhalt verschaffen kann, so würde dieses Resultat doch den socialistischen Schlußfolgerungen keinen Einhalt thun können. Der Socialismus will nicht nur, daß der Arbeiter

Fügen wir diesen Ausgaben von	511	Fr.
pro Jahr ferner hinzu:		
Heizungs- und Beleuchtungskosten	60	„
Wäsche und Ausbesserung . . .	40	„
Miethe	100	„
Kleidung und Schuhzeug . . .	60	„
Gesellschaft zu gegenseitiger Unterstützung und Verschiedenes . .	30	„
Macht Totalsumme pro Jahr	801	Fr.

Die italienischen Arbeiter verdienen im Durchschnitt die Hälfte von dieser Summe! Und bei diesem Ausgabebudget haben wir einen Mann ohne Familie angenommen; wollen wir die Familie in Rechnung ziehen, so ist es nöthig, die obigen Zahlen fast zu verdoppeln, und es wäre deshalb nöthig, einen viermal so hohen nothwendigen Lohn festzusetzen als der gegenwärtig thatsächliche Lohn. Wie leben unverheirathete Frauen oder Wittwen mit einem täglichen Lohne von 90 Centimes? . . . . Es kommt vor, ich weiß es, daß Vater, Mutter und Kinder arbeiten, aber selbst bei dieser günstigsten Annahme stehen wir noch vor einem Deficit. Mann, Frau und zwei Kinder verdienen in den Städten durchschnittlich zusammen 1050 Francs und ihre jährlich nothwendigen Ausgaben können auf nicht weniger als 1400 Francs geschätzt werden. —

Während nun die privatkapitalistische Production fort und fort den Abgrund des Proletarier-Elends weiter gräbt, entwickelt sie zu gleicher Zeit in schleunigstem Tempo das Elend im schwarzen Rock. Auf der einen Seite vermehrt der politische Fortschritt unaufhörlich die Zahl der Unterrichteten und Fähigen, und auf der anderen Seite schränkt der Kapitalismus die Zahl der zu besetzenden Plätze ein, indem er die eigene Organisation fortgesetzt vereinfacht, und es ist wahrlich eines der traurigsten Schauspiele der gegenwärtigen Civilisation, daß viele Tausende unglücklicher Enterbter vergebens eine Verwerthung ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten suchen, um ein Stückchen Brod zu haben, und daß sie vor Entbehrung dahinsterben, wenn nicht ein Selbstmord diese Leiden abkürzt.

Diese Ueberfülle von Kräften und Fähigkeiten ist in hohem Grade in Italien vorhanden. Es giebt ohne Uebertreibung viele Zehntausende von Unglücklichen, welche, ohne sie zu finden, eine Beschäftigung für monatlich 60 Francs suchen, die es ihnen doch nur ermöglichte, langsam an Hunger zu sterben.

Die Auserwählten, d. h. Diejenigen, welche im glücklichen Besitze von Arbeit sind, verdienen monatlich durchschnittlich 75 Francs. Von 69,000 Staatsbeamten verdienen 41,000 weniger als 1200 Fr.; die Communalbeamten erhalten durchschnittlich 70 Francs. Setzen wir also den monatlichen Durchschnittsgehalt der großen Mehrheit der italienischen Beamten auf monatlich 85 Francs, also das Jahr 1020 Francs, so sagen wir mehr als die Wahrheit.

Wie groß kann demnach die durchschnittliche Ausgabe eines Beamten, Familienvaters, während eines Jahres sein?

Rechnen wir ganz niedrig:

Miethe (in der Stadt) . . .	350,00	Fr.
Brod, 1½ Kilo täglich, zu 50 C. das Kilo, pro Jahr	273,75	„
Gemüse, Reis, Gebäck, Salz u. s. w., 50 C. täglich, ...	182,50	„
Fleisch, 600 Gramm täglich 90 C.,	329,50	„
Beleuchtung und Heizung . . .	120,00	„
Wein, Liter zu 50 C., ...	182,50	„
Kleidung und Wäsche	400,00	„
Verschiedenes	50,00	„
Gesammtsumme der Ausgaben	1888,25	Fr.
Einnahme . .	1020,00	„
Deficit . . .	868,25	Fr.

Wie diese Beamten bestehen können, ist für mich, ich gestehe es bescheiden, unfaßbar. Man sieht sie und ihre Familien stets untadelhaft gekleidet. Bei den Besseren ist das nur in Folge unerhörter

auskömmlich ernährt werde u. s. w., er verlangt auch, daß alle Genüsse, welche der Zustand der Cultur und der Gesellschaft gestattet, in gerechter Weise unter alle Mitglieder derselben vertheilt werden. (Anmerk. d. Red.)

Entbehrungen möglich, welche manchmal zum Schlusse im Selbstmorde eines Vaters gipfeln, der daran verzweifelt, die Seinigen zu ernähren; Andere schaffen sich, wie es scheint, einen Einnahme-Ueberschuß durch mehr oder minder freiwilliges Nichtsehen, wobei die Sittlichkeit auch Nichts zu sehen hat.

Wie die Landleute und Arbeiter leben, werden wir im nächsten Artikel sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über die Grundprincipien der Social-Oekonomie.

Von Dr. César de Paepe.

(Fortsetzung.)

I.

Ueber den Gegenstand und den Zweck der Social-Oekonomie.

Bevor wir auf den Kern unseres Thema's eingehen, wollen wir zunächst zeigen, daß es eine Reihe von besonderen Erscheinungen giebt, welche den Namen der ökonomischen verdienen, und wollen untersuchen, inwiefern diese besonderen Erscheinungen den anderen Naturerscheinungen sich anschließen, und wodurch sie sich von ihnen unterscheiden. Dann wollen wir sehen, welche Phasen die Summe von Daten und Ideen durchgemacht hat, welche man heute Social-Oekonomie nennt. Erst nach diesen Bemerkungen werden wir darüber klar sein, welches das Ziel der Social-Oekonomie ist und sein muß, und welches die richtige Definition dieser Wissenschaft ist.

Ein Forstmann, welcher zugleich ein tiefer Denker und ein ausgezeichneter französischer Schriftsteller war, George Leroy, spricht in seinen Briefen über die Thiere von einem Adler, welcher über der Erde schwebt und mit raschem Blick die Dinge betrachtet, die sich dort zutragen. Nach unserem Schriftsteller würde der Raubvogel zuerst keinen Unterschied finden zwischen den um eine Hütte versammelten Holzhauern und den vierzig in der französischen Akademie vereinigten Unsterblichen. Nun, erheben wir uns in Gedanken einen Augenblick zu dieser Höhe, von der aus man die Details vergißt, um das Ganze zu überblicken. Was sehen wir? Gebirge, Wälder, Häuser, Ströme, deren ruhiger oder reißender Lauf schwimmende Körper treibt. Diese Erscheinungen geben uns die Idee der Zahl, der Form und der Bewegung. Man hat diesen Phänomenen den Namen der mathematischen beigelegt. Es sind die einfachsten und zugleich die allgemeinsten (weil man sie überall findet), und man möge uns erlauben, sie von jener Höhe zu beobachten, auf die wir uns gestellt haben.

Nähern wir uns der Erde und beobachten wir aus größerer Nähe, so bemerken wir, daß alle Körper, welche sich auf ihrer Oberfläche befinden, tiefer gelegenen Punkten zustreben. Der Fluß entspringt in den Gebirgen und fließt thalwärts; wir sehen die reifen Früchte sich ablösen und an den Fuß des Baumes fallen. Dies sind physikalische Erscheinungen. Die Gelehrten werden uns später zeigen, daß Dasjenige, was wir eben gesehen haben,

nichts weiter ist als die Wirkung eines allgemeinen Gesetzes, welches man das Gravitationsgesetz nennt. Die Gravitation oder die Schwere ebenso wie die Wärme, die Electricität, das Licht u. s. w. sind Facta, welche man an allen Körpern ohne Ausnahme findet, es sind eben physikalische Erscheinungen.

Steigen wir immer weiter hinab, dringen wir bis in den Schooß der Erde, da werden wir Felsen finden, Krystalle, welche durch Zersetzung oder Verbindung aus anderen Stoffen erzeugt werden, und der Gelehrte wird uns sagen, daß man diese Zersetzungen und Verbindungen ebenso gut in den Laboratorien hervorbringen kann, und er wird uns eine ganze Reihe neuer Erscheinungen zeigen können, welche sich von den physikalischen dadurch unterscheiden, daß die letzteren sich in jedem Körper in isolirtem Zustande zeigen, während jene wenigstens die Zweiheit voraussetzen, d. h. die Existenz von wenigstens zwei Körpern. Diese Erscheinungen nennt man chemische, und sieht sie an den Wurzeln der Bäume, in dem Magen der Thiere sich vollziehen. Dort veranlassen sie eine neue Reihe der Erscheinungen, diejenige der Ernährung, der Zeugung, Bewegungskraft, Empfindungsfähigkeit, des Instincts, des Willens und des Gedankens. Alle diese Erscheinungen, sowohl diejenigen, welche, um mit Schopenhauer und Hartmann zu sprechen, in das Gebiet des „Unbewußten" gehören, als die höheren Erscheinungen der Ueberlegung und des Gewissens bezeichnen eine neue Kundgebung: das Leben. Es ist dies eine neue Ordnung von Thatsachen, die viel weniger allgemein sind als die anderen, da sie ja nur den Pflanzen und den Thieren zukommen und viel complicirter sind, da sie ja in diesen Wesen die Existenz der physikalischen und chemischen Erscheinungen voraussetzen. Dies sind biologische Erscheinungen.

Doch das ist nicht Alles. Die zahlreichen thierischen Arten, welche wir auf der Erde finden, leben nicht alle isolirt. Es giebt einige, welche in Gruppen, Stämmen, Gesellschaften zusammenleben, und der philosophische Forstmann, von dem wir soeben gesprochen, wird uns von der Republik der Kaninchen reden können; aber unter allen Wesen, welche die organische Welt zusammensetzt, giebt es eine Art, welche höher begabt ist als die andere, die sich auf natürliche Weise und überall zu Gesellschaften formirt, und zwar zu complicirteren, als es die primitiven Vereinigungen der Thiere sind, Vereinigungen, die sich mehr oder weniger rasch entwickeln und fortschreiten, während die anderen mehr oder minder auf demselben Standpunkt bleiben. Der natürliche Zustand des Menschen ist in der That durchaus nicht jenes isolirte Leben, welches Jean Jaques Rousseau unbegreiflicherweise „den natürlichen Zustand" zu nennen beliebte. Der wahrhaft natürliche Zustand des Menschen ist der gesellschaftliche Zustand, das Leben in Gesellschaft.

Mit dem Menschen erscheinen in ihrer ganzen Größe eine Reihe von Erscheinungen, die zu einem neuen Leben gehören, zu einem Gesammtleben: man nennt dieselben sociale Erscheinungen.

Sie haben ebenso wie die biologischen verschiedene Abtheilungen. Gerade wie wir auf dem Grunde aller biologischen Erscheinungen die Ernährung antreffen, als eine Art Uebergang zwischen den chemischen und biologischen Vorgängen, werden wir als Basis des ganzen socialen Lebens einer ganzen Reihe von materiellen Erscheinungen begegnen, welche uns zuerst wie eine Art Uebergang oder Bund zwischen dem individuellen und dem Gesammtleben erscheinen. Der Mensch verzehrt zunächst die natürlichen Reichthümer der Erde, dann sieht man ihn Werkzeuge schaffen, um neue Reichthümer hervorzubringen, endlich sieht man diese Reichthümer auf eine oder die andere Art unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt. Später

werden wir unter den Menschen eine erste Arbeitstheilung eintreten und die Producte des Einen gegen die des Anderen austauschen sehen. Wir werden ferner wahrnehmen, daß ein Theil der Producte unmittelbar verzehrt wird, um dem augenblicklichen Bedürfniß zu genügen, während ein anderer Theil derselben aufbewahrt werden wird, um zu neuer Production zu dienen, um kapitalisirt zu werden. Wir werden endlich sehen, wie der Mensch, um den Tausch seiner Producte zu erleichtern, Transportmittel und einen besonderen Stoff erfindet, welcher bestimmt ist, der gemeinsame Maßstab aller anderen Producte zu sein, nämlich das Geld, dessen Circulation wir schließlich noch betrachten.

Alle diese Erscheinungen, die Besitznahme und der Verbrauch der natürlichen Reichthümer, Production, Arbeitsinstrumente, die Vertheilung, die Arbeitstheilung, Austausch, Geld, Kapitalisation, Circulation, Transportmittel, Verbrauch der Producte 2c. 2c. sind von einer besonderen Natur, auf welche die übrigen socialen Erscheinungen allerdings einen großen Einfluß üben, wie bei den höher stehenden Thieren das Thierische (die Functionen des Nervensystems zum Beispiel) einen unbestreitbaren Einfluß auf das Pflanzenleben haben; nichtsdestoweniger existiren sie für sich allein und unterscheiden sich durchaus von den anderen, sie sind, ich wiederhole es, für das sociale Leben Das, was die Ernährung für das thierische Leben ist.

Die socialen Erscheinungen dieser besonderen Ordnung sind die ökonomischen, und sie bilden den Gegenstand der Wissenschaft, deren Idee wir hier untersuchen wollen, nämlich der Social-Oekonomie.

Wie man sieht, ist der Mensch das Substrat der Social-Oekonomie, der Mensch, sobald er betrachtet wird in gewissen seiner Beziehungen mit den anderen Menschen und mit der Natur. Aber der Mensch selbst ist das Product kosmischer Kräfte, welche bei der Bildung der Welt, so wie sie uns erscheint, zusammengewirkt haben. Von diesen, jeder Materie innewohnenden Kräften bis zu den complicirten Erscheinungen der Social-Oekonomie ist die Reihe eine ununterbrochen fortschreitende, und diese Kräfte sind überall und beständig in Thätigkeit. Nur durch theoretische Erwägungen hat der Mensch jede dieser Beziehungen isoliren, sie im Einzelnen beobachten und gruppiren können; er bildete aus ihnen eben so viele verschiedene Klassen, die denselben allgemeinen Gesetzen unterworfen sind, und die dann den Gegenstand besonderer Wissenschaften ausmachen.

Alle diese Wissenschaften liegen in ihrem Keime im Menschen unter dem Gesammtbegriff der ökonomischen Wissenschaften; die Paläontologie zeigt ihn uns schon in Gesellschaft lebend in den ältesten geologischen Epochen. Die Steinzeit hat nicht gerade Mathematiker, Physiker, Chemiker, Physiologen, Oekonomen in unserem heutigen Sinne gehabt, aber nichtsdestoweniger wird der Mensch dieser Zeit durch die Noth gedrängt, zu überlegen, zu beobachten, zu experimentiren, zu combiniren, und erkennt den Dingen, die ihn umgeben, eine bestimmte Eigenthümlichkeit und specielle Eigenschaften zu, ganz wie der Gelehrte unserer Tage. Nur ist das Wissen des Urmenschen ein rein praktisches und wird von einem angeborenen Mysticismus beherrscht, der ihm oft die wahren und genauen gegenseitigen Beziehungen der Dinge verbirgt.

Der Mensch lebt in dieser Weise sehr lange Zeit, unter der Herrschaft der Noth, der Gewohnheit und der Furcht, und er kann sich erst an dem Tage davon befreien, an dem er die bleierne Decke, die auf seiner Erkenntniß ruht, abschüttelt. Dann entwindet sich die Wissenschaft zuerst schüchtern, dann kühner den Armen der Religion und wendet sich der Forschung zu, nachdem sie wie Prometheus das Feuer

vom Himmel geholt hat. Galilei behauptet die Drehung der Erde um die Sonne vor einem Inquisitions-Tribunal: „Und sie bewegt sich doch". Newton entdeckt das Gravitationsgesetz und Franklin bemächtigt sich der Blitze Jupiters. Priestley und Lavoisier entdecken den Sauerstoff und befreien die Wissenschaft von dem alten und mystischen Phlogiston. Woehler bewirkt die erste organische Synthese; Schleiden und Raspail zeigen uns zu gleicher Zeit, der eine in Deutschland, der andere in Frankreich, das erste Element jedes organischen Wesens, die Zelle; Darwin und Haeckel enthüllen uns die Bedingungen, welche die Veränderungen der Arten bestimmen und der beständigen Entwickelung der Wesen zu Grunde liegen; Auguste Comte entdeckt das Grundgesetz der Geschichte, das Gesetz von den drei Ständen; Marx weiht uns in die Gesetze ein, welche die verschiedenen Processe der kapitalistischen Production bestimmen u. s. w.

So sind nacheinander die fünf großen Grundwissenschaften entstanden und bestimmt constituirt, wir sagen nicht: vollendet. Der menschliche Geist bringt zuerst die Mathematik zu Tage, welche zur Erforschung der himmlischen Räume nöthig ist (Astronomie und Physik des Himmels) und zur Entdeckung der Gesetze des Falles, der Fortpflanzung des Schalles, der Wärme, des Lichts, des Magnetismus und der Electricität (Physik der Erdoberfläche, Physik im eigentlichen Sinne). Darauf bringt der menschliche Geist mit Hülfe der in der Physik erworbenen Kenntnisse, und indem er von den sogenannten Kräften der Wärme, des Lichts und der Electricität Gebrauch macht, in das innerste Wesen der Körper ein, entdeckt die Gesetze der Verbindung und Zersetzung der Materie und begründet die Chemie. Ferner analysirt er mit Hülfe der Chemie den Zusammenhang der Gewebe der Pflanzen und der Thiere, während er sie gleichzeitig mit dem Scalpell und dem Mikroskop erforscht, und erschafft die Biologie. An diesem Punkt angelangt, schreitet er zum Studium der Principien, welche die menschlichen Institutionen und ihre historische Entwickelung regieren; er sucht die Grundgesetze des Zusammenlebens und legt den Grund zur Gesellschaftslehre oder Socialwissenschaft.

Wenn wir uns auf diesen Standpunkt stellen, erscheint uns die Gesammtheit der menschlichen Kenntnisse wie ein Ganzes, dessen Theile, nur unterschieden durch den menschlichen Verstand, sich allmählich entwickelt haben, je nachdem die Erscheinungen weniger allgemein oder mehr besonderer Art und weniger einfach und complicirter sind. Wir haben in der That gesehen, daß man natürliche Erscheinungen verschiedener Art trotz ihrer Uebereinstimmung als sich einander überordnend betrachten kann, und zwar nach der Reihenfolge ihrer abnehmenden Allgemeinheit oder Einfachheit, oder, was auf dasselbe herauskommt, in ihrer zunehmenden Eigenthümlichkeit und wachsenden Complicirtheit. Mit anderen Worten, wir sehen, daß die Zahl und die Ausdehnung überall existiren (große Allgemeinheit) und unabhängig von jeder anderen Eigenthümlichkeit der Materie studirt werden können (große Einfachheit). Auf der anderen Seite kann chemische Verwandtschaft nur dann eintreten, wenn wenigstens zwei auf einander reagirende Körper vorhanden sind (geringere Allgemeinheit), und ihre Gesetze können nur festgestellt werden mit Hülfe von numerischen Formeln und der Kenntniß von der Thätigkeit der physikalischen Kräfte (also geringere Einfachheit oder größere Zusammengesetztheit). Während die chemischen Erscheinungen zugleich in der unorganischen und organischen Welt existiren, bietet diese ein neues Phänomen: das Leben, das natürlich weniger allgemein ist als die mathematischen, physikalischen und chemischen Erscheinungen (also geringere Allgemeinheit) und welches diese letzteren verflicht (also größere Zusammengesetztheit

oder geringere Einfachheit). Endlich bildet unter den organischen Wesen nur ein Theil Vereinigungen, die einer fortschreitenden Entwickelung unterworfen sind (also geringere Allgemeinheit der socialen Erscheinungen), und diese neuen Erscheinungen der gesellschaftlichen Organisation und der historischen Entwickelung schließen sich den anderen natürlichen Erscheinungen an (woher eine größere Verwickeltheit der socialen Erscheinungen). In dieser Reihe von natürlichen Erscheinungen, welche der Mensch beobachten kann, ist also jede mehr oder weniger von der ihr folgenden unabhängig, aber sie hängt immer von der vorhergehenden ab. So kann die Reihe der mathematischen Erscheinungen ohne andere vorangehende wissenschaftliche Kenntnisse studirt werden, während diejenige der physikalischen nur gründlich mit Hülfe der Mathematik studirt werden kann. Das Studium der chemischen Erscheinungen ist nur möglich vermittelst der Kenntniß der physikalischen und chemischen Gesetze. Die Reihe der socialen Erscheinungen endlich kann wissenschaftlich nur vertieft werden mit Hülfe der Gesetze, welche das individuelle menschliche Wesen und die Gesellschaft beherrschen, in deren Schooß dieses lebt und sich entwickelt, was die Kenntniß der biologischen, chemischen und physikalischen Gesetze nothwendig macht.

Wir kommen so zu dem Schluß, daß alle menschlichen Kenntnisse auf fünf Wissenschaften zurückgeführt werden können, die zugleich objectiv uod abstract sind und sich in nachstehender Reihenfolge anordnen lassen: Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Gesellschaftslehre.

Wir sagen zugleich objectiv und abstract, weil jede dieser Wissenschaften auf dem Studium der äußeren objectiven Thatsachen beruht, die mit Hülfe der menschlichen Sinne beobachtet werden, und weil jede von ihnen wesentlich durch eine Gesammtheit von abstracten Gesetzen gebildet wird, die streng genommen nicht die concreten Thatsachen sind, nicht die materiellen Erscheinungen selbst, sondern welche die beständigen Beziehungen zwischen diesen concreten Thatsachen ausdrücken. Diese letztere Bemerkung zeigt, daß man neben den fünf großen Wissenschaften eine große Zahl von concreten Wissenschaften aufstellen kann, die in der That existiren und die nur die besondere Anwendung der Gesetze einer oder mehrerer dieser fünf großen Wissenschaften sind. Zum Beispiel die Mineralogie, welche eigentlich nur eine Anwendung der Gesetze der Geometrie, der Physik und besonders der Chemie ist, die Geologie, nur eine Anwendung der Gesetze der Physik und Chemie und auch der Biologie (Paläontologie). Aber was hat alles dieses gemein mit den Grundprincipien der Social-Oekonomie? wird man uns vielleicht fragen. Noch einen Augenblick Geduld!

Jede der fünf großen Grundwissenschaften theilt sich in mehrere Zweige, so theilt sich die Mathematik in vier Zweige: die Arithmetik oder die Wissenschaft von den Zahlen, die Algebra oder die Lehre von den Functionen, die Geometrie oder die Wissenschaft von der Ausdehnung und der Form, die Mechanik oder die Wissenschaft von den Kräften und der Bewegung.

Die Physik zerfällt in die Barologie oder die Lehre von der Schwere, zu welcher man die universelle Gravitation, d. h. die Astronomie rechnen kann. In der Acustik studirt man die Gesetze des Schalls. In der Thermologie betrachtet man die Gesetze der Wärme, in der Optik diejenigen des Lichts, in der Magneto-Electrologie die Gesetze des Magnetismus und der Electricität. Alle physikalischen Kräfte, welche man heute kennt, können sich in einander verwandeln, und dies stellt die Einheit der Physik endgültig fest. Die Chemie läßt sich in eine organische und anorganische eintheilen, obwohl in Wirklichkeit diese Theilung etwas zu wünschen übrig läßt.

Die Biologie kann man auf verschiedene Weise eintheilen, zunächst in die der Pflanzen und die der Thiere (diese Eintheilung ist deshalb nicht sehr genau, weil die Grenzen zwischen dem Pflanzenreich und dem Thierreich nicht vollkommen festgestellt werden können). Ferner in Anatomie, d. h. in die Wissenschaft von dem Bau und den Beziehungen der Organe untereinander und ebenso der Organismen untereinander, und in Physiologie, d. h. die Wissenschaft von den Functionen der Organe (specielle Physiologie, z. B. Physiologie des Menschen), und von den Functionen der unter einander verglichenen Organismen (vergleichende Physiologie).

Die Sociologie schließlich kann in gleicher Weise in mehrere Zweige getheilt werden, unter welchen wir zuerst (und zwar als einen Uebergang von der Lebens- zur Gesellschaftslehre) die sociale Gesundheitslehre erwähnen, und die Social-Oekonomie oder die Wissenschaft vom Volkswohlstand.

Dann folgen als weitere Zweige der Gesellschaftswissenschaft die sociale Psychologie, die Sittenlehre, die Rechtswissenschaft. Hierzu wollen wir eine Bemerkung machen, auf welche wir später zurückkommen werden, nämlich, daß jede dieser Abtheilungen der Sociologie in einem gegebenen Augenblick, dem gegenwärtigen Moment z. B., oder auch in ihrer Entwickelung, in ihrem Lauf durch die Jahrhunderte betrachtet werden kann. Dieser letztere Gesichtspunkt liefert uns die Geschichte sowohl der Menschheit in ihrer Gesammtheit, als die Geschichte jedes besonderen gesellschaftlichen Zweiges, d. h. als die Erzählung von der Entwickelung, den Abänderungen und Umbildungen der Erscheinungen, die jedem dieser Zweige eigen sind.

Wie unsere Leser zweifellos bemerkt haben werden, ist diese Classification der natürlichen Erscheinungen und diese Classification der Wissenschaften nicht neu, sie stammt von Auguste Comte, und wir haben uns nur erlaubt, einige Abänderungen in die über diesen Gegenstand durch den Gründer des französischen Positivismus ausgesprochenen Ideen einzuführen. *) Auguste Comte ließ zuerst sechs Grundwissenschaften zu, später sieben: Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Biologie, Gesellschaftslehre, denen er später als selbstständige Wissenschaft die Sittenlehre hinzufügte. In unseren Augen ist die Astronomie nur ein specieller Fall der Physik, und was die Sittenlehre betrifft, so glauben wir sie als einen Zweig der Gesellschaftslehre betrachten zu sollen, da die Moralität, ebenso wie das Recht für uns nur ein Resultat der Menschen unter sich ist, oder noch besser, ein specieller Punkt der veränderlichen Beziehungen, die zwischen den Einzelnen und zwischen den Gesellschaftsgruppen bestehen. Doch wir können hier nicht die Motive entwickeln, welche uns die Dinge in dieser Art betrachten lassen, dies würde uns zu sehr von unserem Gegenstande abziehen, von dem wir uns vielleicht schon viel zu weit entfernt haben. Fügen wir indessen noch hinzu, daß für Auguste Comte nicht nur die Sittenlehre kein Zweig der Gesellschaftslehre ist, sondern daß nach ihm auch das Recht und die Social-Oekonomie, die gesellschaftliche Gesundheitslehre und die sociale Psychologie nicht Zweige der Gesellschaftslehre sind.

Wir hielten diese einleitenden Bemerkungen durchaus für nöthig, um uns über die Phasen Rechenschaft zu geben, welche die ökonomischen Wissenschaften durchgemacht haben, und um zu einer genauen Bestimmung des Zwecks der Social-Oekonomie,

*) Wir wollten den Herrn Verfasser in seinen Ausführungen nicht beschränken, dürfen aber wohl bemerken, daß wir selbst den Standpunkt desselben nicht theilen und weder das Comte'sche System überhaupt noch speciell seine Eintheilung der Wissenschaften, selbst mit den Aenderungen des Herrn Dr. de Paepe, für vollkommen halten. Die Redaction.

sowie ferner der Naturgesetze, welche jene Wissenschaft regieren, ihrer Beziehungen zu den anderen Wissenschaften und der Stellung, welche sie unter diesen einnimmt, sowie endlich zur Bestimmung der Methoden und Erforschungsvorgänge zu gelangen, welche sie gebraucht und im Allgemeinen den anderen Zweigen entlehnt, die ihr in der Reihenfolge der Wissenschaften vorangehen.

(Fortsetzung folgt.)

Maximilian Robespierre.

Von Dr. Karl Brunnemann.

(Fortsetzung.)

Sonntag, den 17. Juli, fand das bekannte Blutbad auf dem Champ de Mars statt. Tausende wehrloser Bürger mit ihren Weibern und Kindern, die sich in den Nachmittagsstunden dort eingefunden hatten, theils um von ihrem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch zu machen und eine Petition an die Nationalversammlung zu unterschreiben, theils auch blos um sich mit den Ihrigen im Freien zu ergehen, wurden plötzlich von der bewaffneten Bourgeoisie, aus der sich nach dem unglücklichen Gesetze über die Organisation der Volksbewaffnung, welches die Passivbürger davon ausschloß, die Nationalgarde allein zusammensetzte, unter der Führung von Lafayette und Bailly und auf Befehl von Ch. Lameth, dem Präsidenten der Nationalversammlung, der sich dessen noch im Jahre 1832 in der chambre des députés öffentlich gerühmt hat, angegriffen, und nach wenigen Salven bedeckten Hunderte von Todten und Verwundeten den Platz.

Eine solche Mißachtung und Verletzung der constitutionellen Freiheiten mußte noch weitere Gewaltthaten von Seiten der Machthaber befürchten lassen. Deshalb bot Maurice Duplay Robespierre beim Hinausgehen aus dem Club der Jacobiner Abends 11 Uhr ein Asyl in seiner Wohnung Rue St. Honoré für die Nacht an. Nach einigem Sträuben nahm Robespierre das Anerbieten an.

Frau Duplay empfing ihn wie einen Sohn. Als er am nächsten Morgen sich von ihnen verabschieden wollte, um in seine Wohnung zurückzukehren, beschwor sie ihn, wenigstens noch einen Tag vorübergehen zu lassen. Daraus wurde für ihn, entzückt von der Liebenswürdigkeit der Familie, ein dauernder Aufenthalt, indem er sich bei derselben gegen Zahlung einer Pension in Kost und Logis gab; vorher hatte er seine Mahlzeiten in einem kleinen Restaurant à 30 Sous (1 Mark 20 Pf.) eingenommen.

Duplay war zu St. Didier im Departement Haute-Loire um's Jahr 1735 geboren und jung nach Paris gekommen, wo es ihm unter der Protection von Mme. Geoffrin, der bekannten geistreichen Freundin der Encyclopädisten, glückte, in vierzigjähriger angestrengter Arbeit ein Vermögen von 15,000 Livres Jahresrente, das größtentheils in Häusern angelegt war, als entrepreneur en menuiserie (Bau- und Möbeltischlerei) zu erwerben, doch da er seine Häuser in Folge der Revolution nicht vermiethen konnte, hatte er sein Geschäft wieder aufgenommen; er hat sich also jedenfalls nicht in der Hoffnung auf Vortheil der Bewegung angeschlossen. Duplay hatte einen Sohn von zwölf Jahren und vier ältere Töchter, Eléonore, Sophie, Victoire und Elisabeth, von denen die zweite schon damals an den Advocaten Auzat in Issoire, Departement Puy-de-Dôme, verheirathet war.

Die Familie bewohnte einen in der Tiefe des Hofes gelegenen Pavillon, der im Erdgeschoß das Speisezimmer, den Salon und das Zimmer der jungen Mädchen enthielt, im ersten Stocke befanden sich das Schlafzimmer der Eltern, das Schlafzimmer der Töchter, ein Toilettezimmer und das Zimmer, welches an Robespierre abgetreten wurde. Dasselbe hatte ein einziges Fenster nach dem Hofe heraus. Die Möbel bestanden in

einer Nußbaumbettstelle mit Vorhängen aus blauem Damast mit weißen Blumen, einigen Strohsesseln und einem einfachen Schreibtisch, über dem ein Bücherbrett an der Wand angebracht war; aber Robespierre benutzte, wie das auch heute noch in Frankreich allgemein Sitte ist, wenn man sich bei einer Familie in Pension gegeben hat, auch zum Empfange seiner Besuche den Salon im Erdgeschoß, der dann allerdings mit einem mit Utrechter carmoisinrothen Sammet überzogenen Mahagoni-Meublement versehen war und in dem auch später sein lebensgroßes Bildniß, von Gérard gemalt, aufgehängt wurde. Und daraus hat man das elegante Gemach gemacht, in welchem der Schüler Rousseau's „mitten unter den plastischen Bildern, Oelgemälden und Kupferstichen saß, die sein Selbst vervielfältigten und abspiegelten."

Im August schritt man zu einer nochmaligen Revision der Constitutionsacte, die jedoch keine wesentlichen Aenderungen ergab, und es ist fast rührend mit anzusehen, wie Robespierre, obwohl er von vorn herein von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt sein mußte, Tag für Tag seine Stimme erhebt, um für die Rechte des Volkes und die großen Principien der Freiheit und Gleichheit einzutreten. Die Einwohner von Paris bewiesen ihm ihre Dankbarkeit dafür dadurch, daß sie ihn ohne sein Wissen und Zuthun und trotz der Intriguen seiner Gegner und namentlich Duport's, der es gern selber werden wollte, zum accusateur public (Staatsanwalt) wählten. Obwohl seinem ganzen Naturell die ruhige Stellung eines Richters in Versailles mehr zugesagt hätte, nahm er die Wahl doch an.

Am 30. September, nach dem Schluß der Arbeiten der Nationalversammlung durch ihren Präsidenten Thouret, wurden Robespierre und Pétion beim Herauskommen von den Umstehenden mit dem damals gebräuchlichen Rufe: „Vive la liberté! Vive la nation!" empfangen. Robespierre, der kein Freund von solchen Demonstrationen war, warf sich mit Pétion in eine Droschke, die er jedoch augenblicklich wieder verließ, als man Miene machte, die Pferde auszuspannen, indem er das Volk ermahnte, den Respect vor sich selber nicht aus den Augen zu setzen und gegen alle Anwandlungen von Dankbarkeit Einzelnen gegenüber mißtrauisch zu sein, und er konnte darauf ruhig seine Wohnung erreichen, verfolgt von dem unaufhörlich wiederholten tausendstimmigen Ruf: „Voilà les véritables amis du peuple, les législateurs incorruptibles!"

So endete der glücklichste und am wenigsten bekannte Abschnitt aus dem Leben Robespierre's. Wer könnte an diesem Leben voll Hingebung und Verleugnung etwas auszusetzen finden? Bis jetzt hat man immer den friedlichen Gesetzgeber über den Mann der That vergessen, und der gewaltige Kämpfer des Convents hat in den Augen der Nachwelt dem Philosophen der constituirenden Versammlung etwas Unrecht gethan. Es ist daher die Pflicht der Geschichtsschreibung, diesen allzusehr in Vergessenheit gerathenen Abschnitt seines Lebens in das rechte Licht zu stellen, und wir rechnen auf die Billigung unserer Leser, wenn wir dies mit einiger Ausführlichkeit gethan haben.

Was die Versammlung Gutes gethan, ist größtentheils sein Werk; das, worin sie den großen Principien von 1789 wieder untreu wurde (Unterscheidung von Activ- und Passivbürgern, Beibehaltung der Sclaverei, Beibehaltung der Armee mit den alten Officieren) geschah gegen seine Bemühungen. Wäre man ihm gefolgt, wahrscheinlich hätten alle späteren Revolutionen nicht stattgefunden.

Dadurch erklärt sich seine ungeheure Popularität, die seinen Namen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wie ein Symbol der Freiheit und Gerechtigkeit nennen ließ. Die Volksvereine, die Zeitungen tönten täglich wieder von seinem Lobe, selbst in den Theatern brachte man ihn auf die Bühne und überlieferte seine Person den enthusiastischen Beifallsbezeugungen der Bürger, er war in ihren Augen der Apostel, der Messias. Man muß in Wahrheit das menschliche Geschlecht nur wenig kennen, wenn man sich dem Glauben hingeben will, ein Mensch, der eine solche Macht auf ein ganzes Volk ausübte, sei ein Mann von mittelmäßigem Werthe gewesen. Andere — nomina sunt odiosa — zwingen oder verführen die Völker durch das Genie der brutalen Gewalt, Robespierre drängte sich der Liebe der großen Masse durch die Stärke seines Charakters, durch die Kraft seiner Tugenden, durch die Größe seines Talentes, durch seine Unbestechlichkeit auf. Niemals hat er auch nur einen einzigen Soldaten zur Verfügung gehabt. In seiner Seele

fühlte das Volk die eigene pulsiren; wie er, wollte auch die große Majorität des Volkes die Freiheit für Alle. Wenn er sich mit aller Kraft seines unwilligen und empörten Gewissens gegen das Martialgesetz erhob, welches das Leben von Tausenden von Bürgern in die Discretion argwöhnischer, engherziger Gemeindebehörden legte; wenn er die Abschaffung der Todesstrafe verlangte; wenn er gegen die widersinnige Unterscheidung von Activ- und Passivbürgern donnerte; wenn er der Abschaffung der Sclaverei und der Emancipation der Farbigen das Wort redete; wenn er jede Einschränkung der Preßfreiheit und des Versammlungsrechtes bekämpfte: dann gab er nur den geheimen Wünschen der großen Masse des Volkes Ausdruck. Und diesen unsterblichen Principien ist er stets treu geblieben. Und wenn er auch später, als es sich für die Revolution allein noch darum handelte, entweder zu siegen oder unterzugehen, zu strengen Maßregeln glaubte greifen zu müssen, um das Vaterland zu retten, das im Innern durch Parteiungen zerrissen, auf allen Grenzen durch die coalirten Könige bedroht und angegriffen wurde, so bleibt er doch immer das Ideal eines Mannes der Ordnung, der weiß, daß ohne Ordnung die Freiheit nur eine Fiction ist, und der sich bemüht, die Mitte zu halten zwischen den beiden gleich gefährlichen Klippen Contrerevolution und revolutionäre Uebertreibung.

III.

Während der Assemblée Législative.

(1791—1792.)

Sonnabend, den 1. October 1791, trat die Assemblée Législative, 730 Mitglieder zählend, in dem Manége zusammen, einer Reitbahn in der Nähe der Tuilerien und zu diesen gehörig, in der auch schon die Assemblée Nationale die letzten Monate getagt hatte. Die neue Versammlung — bekanntlich waren alle Mitglieder der Nationalversammlung auf Robespierre's Antrag von der Wahl in dieselbe ausgeschlossen gewesen — hatte eine wesentlich andere Physiognomie als ihre Vorgängerin. Zunächst fiel gleich die Jugendlichkeit der neuen Gesetzgeber auf; bei der provisorischen Besetzung des Bureau's stellte es sich heraus, daß sie nicht weniger als sechszig Mitglieder unter sechs und zwanzig Jahren zählte. Sodann hatte sich auch die Parteistellung total verschoben: die Constitutionellen, die in der Nationalversammlung die Linke gebildet hatten, bildeten in der neuen Versammlung, etwa hundert und zwanzig Mann stark, die Rechte; ihnen gegenüber standen in beinahe doppelter Stärke die Novateurs oder Réformistes, die sich namentlich aus den Deputirten des Departement Gironde und denen der Stadt Paris zusammensetzten und später im Nationalconvent die ersteren den Grundstock zu der Partei der Girondisten und letztere zu der Bergpartei oder den Jacobinern hergaben, jetzt aber noch zusammengingen und sich in dem Jacobinerclub gemeinsam ihre Inspirationen holten. In der Mitte standen die Timides oder le Ventre, wie in allen Versammlungen bei den Abstimmungen den Ausschlag gebend.

Robespierre war im Allgemeinen mit der Zusammensetzung der Versammlung, die ja fast durchweg aus Patrioten — so wurden damals die Liberalen in Bausch und Bogen genannt — bestand, zufrieden, nur wollte ihm, wie er im Jacobinerclub klagte, die Anwesenheit so vieler Mitglieder der Nationalversammlung unter den Zuhörern nicht gefallen, welche sich herausnahmen, den Gesetzgebern Weisungen zu ertheilen, wie sie stimmen sollten; und er reiste unbesorgt nach Arras, um nach mehr als zweijähriger Abwesenheit die Vaterstadt einmal wiederzusehen. Bis Bapaume*) waren ihm die Geschwister mit Madame Boissart, der Frau seines Freundes, entgegengekommen. Die dortige Nationalgarde, sowie die Freiwilligen aus Paris, deren mangelhafte Bewaffnung er nicht ohne tiefe Betrübniß wahrnahm, ließen es sich nicht nehmen, ihm eine couronne civique (Bürgerkrone) zu überreichen, und die Gemeindebehörden boten ihm ein Bankett an.

Von Bapaume glich die Weiterreise einem wahren Triumphzuge. Arras war bei seinem Einzuge illuminirt. Dem Versuche, die Pferde auszuspannen, entging er wieder nur dadurch, daß er ausstieg und sich zu Fuß in die Wohnung der Geschwister begab, begleitet von dem tausendstimmigen Ruf: „Vive le défenseur

*) Stadt im Departement Pas-de-Calais.

du peuple!“ Am andern Tage brachte ihm die Nationalgarde des Departement de l'Oise ihre Huldigungen dar, wodurch er bestimmt wurde, sich in ein Landhaus in der Umgegend zu einer befreundeten Familie zurückzuziehen; es mochte dazu wohl aber auch der kalte Empfang beigetragen haben, der ihm von Seiten seiner alten Freunde in der Stadt zu Theil wurde, die, sämmtlich zur Bourgeoisie gehörig, es nicht begreifen wollten, wie er in der Nationalversammlung so weit über ihre Wünsche hatte hinausgehen können.

Unterwegs hatte er viele Emigranten angetroffen, auch hatte er mehrfach Gelegenheit gehabt, die Umtriebe der Geistlichkeit mit eigenen Augen zu sehen, namentlich empörte es ihn, wie sie die Leute in Arras hatten glauben machen wollen, es sei ein Wunder geschehen und ein Lahmer hätte durch sie den Gebrauch seiner Beine wieder erhalten. Ende November kehrte er nach Paris zurück.

Die Girondisten hatten während dieser Zeit bei der allerdings mehr als mißlichen Lage Frankreichs die Initiative zu den lois terribles (Schreckensgesetzen) ergriffen, die man später der Bergpartei und namentlich Robespierre hat zur Last legen wollen, und dem Grundsatze Isnard's, eines der Ihrigen, huldigend: „ramener les coupables par la crainte ou les soumettre par le glaive, die Schuldigen durch die Furcht auf die rechte Bahn zurückführen oder durch das Schwert des Henkers zum Gehorsam bringen“, den Tod bestimmt für Alle, welche am Jahresschluß noch im Heere der Emigranten selber dienen oder für dasselbe anwerben, sowie langwierige Haft für die Geistlichen, die durch Wort oder Schrift gegen die Verfassung aufwiegeln würden. Wir kennen Robespierre schon aus der Nationalversammlung als den entschiedensten Gegner aller Ausnahmegesetze. Als sich daher die girondistische „Chronique de Paris“ für diese Gewaltthaten gegen die Geistlichkeit auf einen Brief Robespierre's berufen wollte, hatte er unter dem 6. November in einem Schreiben an den Jacobinerclub von Arras aus dagegen protestirt und sich dadurch die Feindschaft des girondistischen Blattes zugezogen, das ihn von nun ab, um ihn lächerlich zu machen, nie anders als den prêtre (Priester) nannte, während es noch kurz vorher eine Ovation, die man ihm gelegentlich seines Besuches bei einer Freundin der Schwester in Béthune*) dargebracht, ganz natürlich und im höchsten Grade lobenswerth gefunden hatte. Auch Brissot im „Patriote français“ war damals noch voll des Lobes für Robespierre.

Bei seinem ersten Erscheinen nach seiner Rückkehr am 25. November im Jacobinerclub wurde er mit ungeheurem Enthusiasmus empfangen und ihm sofort der Vorsitz als Ehrenpräsident übertragen. Damals hatte gerade die Debatte über den Krieg in der Assemblée Législative ihren Anfang genommen, den eigentlich alle Welt, wenn auch aus verschiedenen Gründen und in verschiedener Weise wünschte, nur Robespierre war nach wie vor dagegen. Der König wollte ihn von außen her ohne sein Zuthun, die Constitutionellen mit dem Minister Narbonne an ihrer Spitze wünschten einen Krieg gegen die kleinen deutschen Fürsten am Rhein und gegen die Emigration in Coblenz, die Girondisten ersehnten einen allgemeinen Krieg zur Ausbreitung ihrer Ideen über Europa, nur Robespierre allein erkannte richtig die ungeheure Gefahr, die jeder Krieg für die Volksfreiheit in sich trägt, und ahnte, daß er früher oder später dem Lande das zweifelhafte Geschenk eines Napoleon bringen müßte. Sollte aber der Friede Europa's wirklich aus genügenden Gründen gestört werden müssen, dann wollte er dem Kaiser von Deutschland den Krieg erklärt wissen, nachdem vorher die Nationalgarde und die übrige Bevölkerung im ganzen Lande bewaffnet und militärisch organisirt worden wäre.

Bei den Jacobinern gelang es ihm, einen Umschwung in der Stimmung bezüglich des Krieges herbeizuführen, und daher stammt auch die Wuth der Girondisten, namentlich die Louvet's, der sich ganz besonders auch dadurch verletzt fühlte, daß ihm, dem gewiegten Parlamentarier, auf Veranlassung Robespierre's bei folgender Gelegenheit wegen unparlamentarischer Aeußerungen bei den Jacobinern das Wort entzogen wurde. Der Correspondenz-Ausschuß, der fast durchweg aus Girondisten bestand, hatte in einem an die affilirten Gesellschaften in den Departements gerichteten Rundschreiben ganz unbefugter Weise gesagt: „Le système de la guerre est celui qui domine dans

*) Stadt im Departement Pas-de-Calais, an der Brette.

la société, in dem Jacobinerclub ist die Majorität für den Krieg." Von Robespierre deshalb zur Rede gestellt, wollte Louvet das Comité rechtfertigen und bediente sich dabei einer Sprache, die ihm zunächst einen Ordnungsruf zuzog, schließlich aber, da er sich nicht fügen wollte, für ihn die Entziehung des Worts zur Folge haben mußte. Aber noch wagten sie sich nicht an ihn, und selbst seine erbittertsten Gegner wurden, wie Barère, ihm immer noch gerecht, wenn sie die nöthige Nüchternheit wiedergefunden hatten, um die Lage der Dinge vorurtheilsfrei zu betrachten: „Robespierre war ein großer Mann und die Nachwelt wird ihm diesen Titel lassen. Er war groß, als er ganz allein in der Nationalversammlung den Muth hatte, die Volkssouveränetät zu vertheidigen; er war groß, als er später allein die Kriegserklärung gegen Deutschland zweifelhaft machte."

Aber die Verschiedenheit der Ansichten in Bezug auf den Krieg war es nicht allein, was die zwischen Robespierre und den Girondisten immer größer werdende Kluft hervorbrachte, die Differenz ist eine tiefer gehende, principielle. Gewissensfreiheit, Gedankenfreiheit, Unverletzlichkeit des häuslichen Herdes, Tugend und Intelligenz über die Vorrechte der Geburt gestellt, mit einem Wort, das Recht des Individuums war das politische Dogma, auf welches die Girondisten schwuren; die Freiheit dagegen aufgefaßt als die Möglichkeit für den Schwächeren, auch frei zu werden, und die Gerechtigkeit als die Regel für die Freiheit definirt, das Recht auf Arbeit als eine nothwendige Folge des Rechts zu leben, das Recht jedes Einzelnen als eine Schuld gegen Alle betrachtet, die Amtsbefugnisse in Pflichten verwandelt, das Band, das die Bürger eines Staates aneinander knüpft, auf alle Völker der Erde ausgedehnt, die Pflicht aller freien Völker, die unterdrückten Völker zu schützen, das heißt die Ideen, die das sociale Recht bilden, machen das politische Glaubensbekenntniß Robespierre's aus, oder mit anderen Worten, in Robespierre und den Girondisten standen sich die Principien der Brüderlichkeit und des Individualismus, zwischen denen die Welt noch heute hin und her schwankt, die Philosophie der Empfindung, die einander nähert, und die Philosophie der reinen Vernunft, welche trennt, J. J. Rousseau und Voltaire einander gegenüber. Daher nahmen die Girondisten nur ihre eigenen Interessen, das heißt die Interessen der Bourgeoisie wahr, der Klasse der Besitzenden, die sich von der großen Menge abheben und über dieselbe stellen wollen und mit dem Geburts-Adel in gleichem Range zu stehen trachten, der sie jedoch seinerseits nur verachtet und blos auf die günstige Gelegenheit wartet, sie zu demüthigen; Robespierre aber wollte *Gleichheit* für *Alle* und strebte die Verschmelzung der besitzenden und intelligenteren Minorität mit der großen Masse zu *einem freien Volke* an. Den Triumph der Revolution wollten auch die Girondisten, aber sie verbanden mit der Liebe zum Vaterlande ehrgeizige Zwecke und schreckten zur Erreichung ihrer Ziele selbst vor Compromissen mit den Constitutionellen und mit dem Hofe nicht zurück, Alles Dinge, die Robespierre ein Gräuel waren.

(Fortsetzung folgt.)

Polemik.

Unter dem Titel: „Socialistische Probleme" bringt die Berliner „*Volks-Zeitung*" (vom 8., 9. und 10. Januar) drei längere Artikel über „die Zukunft". Ihre Ausführungen richten sich indessen weniger gegen uns, als gegen die Socialdemokratie und ihre Kampfesweise überhaupt. Insbesondere findet es die „Volks-Zeitung" verwerflich, daß man die Ungerechtigkeit der gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände öffentlich anerkennt und öffentlich zu ihrer Beseitigung auffordert, ohne vorher einen bis in die Details festgestellten Zukunftsstaat als möglich bewiesen zu haben. Dieser Vorwurf wäre vielleicht gerechtfertigt, wenn wirklich die Möglichkeit vorläge, die socialdemokratische Gesellschaft — über deren detaillirtere Gestaltung allerdings noch mannichfache Differenzpunkte bestehen — mit einem

Schlage, über Nacht, in's Leben zu rufen. Wenn man etwa decretiren könnte: am 31. Januar wird die heutige gesellschaftliche Ordnung begraben, am 1. Februar beginnt der socialdemokratische Staat, so muß man natürlich vorher ganz genau wissen, wie derselbe aussieht, und Jeder muß seine Rolle am 31. Januar in der Tasche haben. So liegen aber die Verhältnisse keineswegs. Der socialdemokratische Staat — d. h. ein Gemeinwesen, das die Güter der Erde in gerechter Weise unter seine Mitglieder vertheilt — ist unser Ideal und unsere principielle Forderung. Wie sich dasselbe schließlich gestalten wird, darüber wird noch viel gesprochen und geschrieben werden müssen. Die Umgestaltungen aber, die wir unmittelbar verlangen — man lese dieselben in unserem Programme nach — haben durchaus nichts Utopistisches an sich, sind zum Theil in anderen Staaten bereits durchgeführt und könnten jeden Tag, wenn es nicht an gutem Willen fehlte, in's Leben gerufen werden. Warum sträuben sich unsere Gegner aber, diese unsere nächsten Forderungen anzuerkennen? Weil in ihnen das principielle Anerkenntniß eingeschlossen ist, daß die heutige gesellschaftliche Ordnung eine ungerechte sei, und weil die praktischen Programmpunkte, die wir aufstellen, darauf hinausgehen, diese Ungerechtigkeiten zu beseitigen.

So befinden sich in der heutigen Nummer dieses Blattes Vorschläge zum „Gewerbebetrieb der Communen", die vielleicht im Einzelnen discutabel, im Ganzen aber gewiß durchführbar sind. Freilich, sie athmen socialistischen Geist, und wir sind daher nicht sicher, ob sie außerhalb unserer Kreise Anerkennung finden werden. Die Socialdemokraten haben ja schon mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß ihre Gegner nur deshalb irgend eine Forderung nicht acceptiren wollen, weil sie von einer Seite ausgegangen ist, welche das heutige sociale System für ungerecht hält. Da dürfte man es eigentlich Niemand übel nehmen, wenn er so pessimistisch ist, Jeden, der die Socialdemokratie und ihre Forderungen bekämpft, für interessirt oder oberflächlich zu halten. Auch uns hält die „Volks-Zeitung" für solche Pessimisten. Nun, man kann ja theoretisch immerhin zugeben, daß es einzelne Leute geben mag, die ehrlich das Gerechte wollen und auch über die geeignetsten Mittel, es zu erreichen, nach besten Kräften nachgedacht haben, trotzdem aber nach reiflicher Ueberlegung zu dem Schlusse gekommen sind, daß die socialdemokratische Politik eine falsche ist. Solche Leute suchen wir von der Richtigkeit unserer Kampfesweise zu überzeugen. Im einzelnen Falle fällt es freilich oft recht schwer, daran zu glauben, daß der Gegner wirklich aufrichtig das Beste gewollt und sich mit vollem Interesse und redlichem Bemühen an die Lösung der socialen Frage gemacht habe. Wie soll man es z. B. erklären, wenn die „Volks-Zeitung" ihre Artikel mit folgendem Satze schließt: „Ist es wirklich ein Gebot des Zukunftsstaates, daß dem Steinträger und Straßenkehrer gleiche Genüsse zu Theil werden sollen, wie dem tiefen Denker und Erforscher der höchsten Geistesprobleme, so mag sie [„die Zukunft"] auch angeben, ob solche Genüsse, die wegen ihrer Seltenheit doch nicht Allen in gleichen Portionen zu Theil werden können, einfach ganz aus der Welt des Genusses verbannt werden, oder ob sie so vertheilt werden sollen, daß jedes Menschenkind alljährlich etwa einen Löffel Champagner und eine Viertel Auster zu kosten bekommen wird. Erklärt sie für ein Unrecht, daß, wer der Menschheit seltene Genüsse durch sein geistiges Schaffen darbietet, auch dafür in den Stand gesetzt werden muß, sich selber anderweitige Genüsse zu verschaffen, so zeige sie uns die Möglichkeit, wie man solche Genüsse zu verallgemeinern im Stande ist, so daß man sie Jedem zugänglich machen könne — oder sie habe den Muth, zu erklären, daß in der Zukunft alle diese Genüsse zu den

verbotenen Früchten zählen sollen, weil sie eben nicht Allen in gleichem Maße zu Theil werden sollen." Nun, dies zu erklären, dazu gehörte angesichts der Thatsache, daß vielleicht $^{99}/_{100}$ aller Menschen diese angeführten Genüsse in ihrem ganzen Leben nicht kennen lernen, und daß das eine Procent, welches sie zu consumiren pflegt, gewiß nicht durchweg aus tiefen Denkern besteht, eigentlich kein großer Muth. Wir wollen es auch ganz dahingestellt sein lassen, ob sich nicht Austern und Champagner — sie würden freilich theurer werden — fast in ebenso unbegrenztem Maße vermehren lassen, als etwa Kartoffeln und Bier. Wird denn aber das socialdemokratische Princip nicht vollständig verkannt, wenn man es dahin versteht, als solle jeder Genuß, der von der allgemeinen Meinung für einen solchen gehalten wird, nun in soviel gleiche Stücke, als Menschen vorhanden sind, getheilt werden? Jedenfalls verlangt das socialistische Ideal nur, daß die subjectiven Genüsse, die ein Jeder hat, gleiche Summen bilden. Daß dies in mathematischer Weise jemals durchführbar sei, wollen wir mit Bestimmtheit nicht behaupten, auch nicht bestreiten, daß wegen solcher Fragen, die sich übrigens nach dem Stande der Wissenschaft jedes Jahr anders stellen werden, in einem socialdemokratischen Gemeinwesen Zwiespalte entstehen und Parteien sich bilden können. Alle solche Einwände aber vermögen, wie schon S. 4 der „Zukunft" hervorgehoben, die Thatsache nicht zu entkräften, daß sich „ein unendlich viel gerechterer Zustand herstellen läßt, als er heute besteht." Wer ehrlich dafür wirken will, daß ein solcher erreicht und baldmöglichst erreicht werde, der stelle sich mit uns auf einen Boden und vermeide, durch Bedenken, die vor der Hand nicht von Bedeutung sind, unzeitige Verwirrung zu stiften und den Vorwurf der Frivolität auf sich zu laden.

Recensionen.

Ed. Fries. Die sogenannte Sociale Frage oder die neueste Volksverdummung. (Zürich, Dancker, 1878. 90 S.)

Vom Standpunkte des Pessimismus und Malthusianismus den Socialismus anzugreifen, ist nicht gerade neu, selten aber dürfte diese Aufgabe mit einem größeren Aufwand von schülerhafter Unkenntniß national-ökonomischer Dinge und naivem Mißverständniß der socialistischen Lehren unternommen worden sein, als in dem vorliegenden Buche. Es wäre Zeit- und Raumverschwendung, dem Verfasser seine Unwissenheit und Widersprüche von Anfang bis zu Ende auf jeder Seite nachzuweisen; nur auf einige der wichtigeren Einwände möge man uns erlauben, hier einzugehen. Da heißt es z. B. S. 28: „So konnte Derjenige, der sich einen Bogen verfertigt hatte, denselben (während er selbst vielleicht von der Jagd ausruhte) einem Andern, der zu ungeschickt oder zu faul war, sich auch einen Bogen zu machen, unter der Bedingung zum Gebrauch leihen, daß er ihm dafür einen gewissen Theil von der Jagdbeute abtrete, welche Bedingung dieser Zweite gern einging, da er wohl einsah, daß er mit dem Bogen eine weit größere Jagdbeute machen werde, als ohne einen solchen; mit diesem Uebereinkommen war also Beiden gedient. Ja, wenn sogar der Erste dem Zweiten den Bogen ohne eine solche Bedingung überlassen hätte, so würde diesem das natürliche Rechtsgefühl gesagt haben, daß es nichts als billig sei, wenn er Jenem einen Theil der Jagdbeute überlasse und er würde ihm also von zehn geschossenen Büffeln einen zum Geschenke gemacht haben. Wäre der Mann freilich bei den heutigen Socialisten in die Lehre gegangen, so würde er Jenem nicht nur seinen Antheil an der Jagdbeute, sondern auch den

Bogen nicht mehr gegeben haben." Der Verfasser vergißt dabei nur, daß heutzutage nicht Jeder sich einen Bogen machen kann, wenn er auch noch so geschickt und fleißig ist, weil nicht Jeder Holz u. s. w. dazu hat und, streng genommen, auch keinen Fußbreit Land, wo er sich niederlassen kann, um den Bogen zu fabriciren: Holz und Boden sind längst in Monopolbesitz übergegangen; und deshalb ist der Kapitalzins nicht, wie es S. 36 heißt, „ein Ausfluß des Eigenthums und steht und fällt mit diesem", bedarf deshalb auch „keiner besonderen Begründung", sondern er ist Ausfluß des Monopoleigenthums, in was dasselbe auch bestehen möge. Und nicht allein im Mittelalter, wo das Zinsennehmen als etwas Verächtliches galt, wurden die Darleihen, wie Herr Fries S. 37 erklärt, „meist zu consumtiven Zwecken gemacht", „benutzte der Darleiher die Nothlage des Geldbedürftigen, um möglichst viel von demselben herauszupressen", sondern ganz dasselbe ist heute der Fall, wenn, wie es täglich, wenn auch nur in verhüllter Form geschieht, der Arbeiter sich den Tagelohn vom Arbeitgeber leiht, um denselben mit einem Zuschlag von 50 oder 100 pCt. zurückzuzahlen. Denn es ist nicht wahr, daß, wie S. 63—64 zu lesen ist, „die Waare Arbeit auf dem allgemeinen Markte nicht günstiger und nicht ungünstiger gestellt ist als jede andere Waare, denn überall findet die nämliche Concurrenz statt. Der Großproducent muß mit dem Großproducenten concurriren. Die Industrie-Producte werden zu erstaunlich billigen Preisen verkauft. Der Handwerker concurrirt mit dem Handwerker, der Händler und Krämer mit diesem und endlich die Lebensmittelproducenten, die Bauern, wieder untereinander. Alle diese Producenten können auch nicht beliebig zuwarten, sondern müssen ihre Waaren ebenfalls so zu sagen zu jedem Preise concurrirend losschlagen." Jawohl, zu jedem Preise, der ihnen noch die orts- und zeitübliche Zinsrate abwirft — sie müßten denn gerade von der Hand in den Mund leben, d. h. Proletarier sein.

Der Hauptgedanke aber, von dem das Buch getragen ist, ist der: „Die Massenarmuth ist durchaus nicht eine Folge des Privateigenthums, der kapitalistischen Productionsweise, der Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital, wie die Demagogen des Socialismus und Communismus dem Volke unaufhörlich vorlügen, sondern eine Folge der Einrichtungen der Natur, gegen welche menschliche Kraft nichts vermag. Die Massenarmuth ist nicht eine Folge des sog. ehernen Lohngesetzes, sondern des Malthus'schen Naturgesetzes: daß die Erzeugung der Güter mit der Vermehrung der Menschen nicht Schritt zu halten vermag, sondern stets hinter dieser zurückbleibt; daß ein beständiges Mißverhältniß zwischen Production und Bedürfniß herrscht." Hierauf ist zu bemerken, daß man ganz gut Pessimist, d. h. der Ansicht sein kann, daß das Leiden auf dieser Welt das Glück überwiegt, daß es besser wäre, die Menschheit existirte nicht, und daß die Gesammtsumme des Glückes nicht bedeutend gesteigert zu werden vermag, ja, daß man, wenn es nöthig sein sollte, auch Malthusianer sein kann, ohne deshalb aufhören zu müssen, Socialist zu sein. Der Socialismus verlangt in erster Linie eine möglichst gleiche Vertheilung des Glücks, mag die Gesammtsumme desselben so groß oder so klein sein als sie wolle; allerdings ist er auch überzeugt, daß ein anderes volkswirthschaftliches System die Gesammtsumme der verfügbaren Güter in beträchtlichem Grade steigern wird. Daß, wenn keine wirksamen Gegenmittel angewandt werden, in einer zukünftigen Zeit die Uebervölkerung den standard of life herabdrücken wird, kann man zugeben, wie man ja weiter anzunehmen genöthigt ist, daß einstmals alles organische Leben, und mit ihm natürlich die Menschheit, auf der Erde zu existiren aufhören muß. Vorerst aber bewegen wir uns, oder könnten es wenigstens, in aufsteigender Linie der Entwickelung. Pm.

Briefe über Socialismus von einem alten 1848er. (Lippstadt, Rempel, 1877. 32 S.)

„Die Annehmbarkeit oder Ausführbarkeit des socialistischen Programms in seinen einzelnen Punkten", heißt es in der Vorrede dieser Broschüre, „ist vielfach erörtert worden: gegenwärtiges Schriftchen legt das Hauptgewicht auf den Nachweis, daß der Ausgangspunkt der bisherigen socialistischen Ideen und Bestrebungen ein großer Irrthum ist, — die Ansicht nämlich von der Gesellschaft als einer mechanischen Einrichtung, die deshalb auch mechanisch verändert, durch eine bessere Einrichtung ersetzt

werden könnte. Die menschliche Gesellschaft ist ein Organismus und folgt in ihrer Entwickelung und Umgestaltung organischen Naturgesetzen. Diese zu entdecken und zu begreifen, ist die Aufgabe der Gesellschaftswissenschaft; ihre Methode muß die historisch vergleichende Forschung sein; ihre Resultate werden bei jeder absichtlichen Einwirkung auf die fernere Entwickelung, bei jeder praktischen Reformarbeit leiten müssen."

Wir haben hier wieder ein gutes Beispiel, wie mit phrasenhaften Schlagwörtern Beweise geführt werden. Daß die angewandte Unterscheidung von mechanischer und organischer Auffassung der Gesellschaft eine durchaus schiefe ist, zeigt eine einfache Ueberlegung. Wenn die Gesellschaft nach Naturgesetzen sich entwickelt — ist es dann überhaupt möglich, daß sie von diesen Gesetzen abweicht? Muß sie diesen Gesetzen nicht unbedingt folgen? Und ihr zumuthen, erst die Gesetze ausfindig zu machen, die sie befolgt, auf daß sie dieselben befolge, ist das nicht ebenso widersinnig, als einer Pflanze anzusinnen, erst Physik, Chemie und vergleichende Physiologie zu studiren, damit sie bei ihrem Wachsthum und ihrer Functionirung keine Fehler begehe? Man sieht, die Unterscheidung und politische Methode des Verfassers führt, genauer geprüft und ernst genommen, zu absurden Consequenzen. Vielleicht wollte er indeß nicht mehr behaupten, als man von demokratischem und fortschrittlichem Munde öfters aussprechen hört: die gesellschaftlichen Formen müßten sich allmählich entwickeln, organisch wachsen, d. h. an bestehende Zustände anknüpfen und ohne Uebereilung — damit kein Rückschlag eintrete — sich neugestalten. Es dürfte jedoch den Politikern, welche diese und ähnliche, in ihrer Auslegung ziemlich dehnbare Sätze als Waffe gegen die Socialdemokratie gebrauchen, schwer werden, den positiven Beweis zu führen, daß der Socialismus den von ihnen geforderten Bedingungen nicht entspricht. Unser 48er, an dessen gutem Willen wir übrigens ebenso wenig zweifeln als an seinem Mangel an politischem Verständniß für die Gegenwart, macht zu einem solchen Beweis auch nicht einmal einen ernsthaften Versuch. H.

Till, V. Die Lösung der Brodfrage. Ein Beitrag zur Behebung des Nothstandes. (Graz, Leykam-Josefsthal, 1877. 44 S.)

Es ist eine bezeichnende und erfreuliche Thatsache, daß man auch in solchen Kreisen, die dem Socialismus im Großen und Ganzen fern stehen, zu Ideen und Vorschlägen gelangt, in denen das wirthschaftliche Princip des Socialismus, um seiner Vortheile für die Gesammtheit willen, ganz unbewußt adoptirt ist. In der That sind die Vorzüge eines gesellschaftlichen Systems, welche die Aufsicht über die Production oder die Leitung derselben der Gemeinschaft der Producirenden — und das sollten auch die Consumirenden sein — überträgt, so vielseitige und so in die Augen springend, daß man unwillkürlich darauf stoßen muß. Von socialdemokratischer Seite ist schon öfters hervorgehoben worden, welche immensen wirthschaftlichen Ersparnisse resultiren würden, wenn der Staat oder die Gemeinden die Erzeugung der Lebensmittel selbst betreiben würden. Was könnte z. B. allein an Holz, an Einrichtung, an Transport u. s. w. gespart werden, wenn anstatt der vielen kleinen Bäckereien einer Stadt (in Berlin giebt es ca. 900) nur große Brodfabriken, die mit allen neuen technischen Erfindungen ausgestattet wären, arbeiten würden; und könnte nicht, wenn die Commune solche und andere Lebensmittelfabriken und -Verkaufshallen leitete oder wenigstens beaufsichtigte — abgesehen davon, daß dann eine Verfälschung der Lebensmittel kaum mehr eintreten dürfte — die Production in viel wissenschaftlicherer Weise betrieben werden? Es müßten staatliche und communale Fachschulen für die verschiedenen Gewerbe errichtet (wie sie z. B. bereits für die Montanindustrie u. s. w. existiren) und dadurch selbstverständlich der günstigste Einfluß ausgeübt werden. Dieser Punkt ist es, worauf in einer kürzlich erschienenen Broschüre, „Die Lösung der Brodfrage" betitelt, Herr Vincenz Till, ein Kunstmühlbesitzer in Bruck a. M., aufmerksam macht. Nachdem er den Verlust an Nationalvermögen, der durch unwissenschaftliche und veraltete Mahlmethoden entsteht, für Oesterreich auf jährlich 200 Millionen Gulden berechnet hat — wobei wir ihm selbstverständlich in die technischen Details hier nicht folgen können — fährt er fort: „Zur voll-

ständigen Lösung der Brodfrage ist allein und ausschließlich die Gesammtheit, d. i. der Staat, berufen." . . . „Die Errichtung von tüchtigen Fachschulen für Müller und Bäcker, die Aufstellung und Dotirung praktischer Versuchsanstalten, sowohl für Müller als für Bäcker, in welchen unter Leitung geschulter Fachmänner auf die Erreichung vollständiger Ausbeute der Nährstoffe aus dem Getreide hingearbeitet werden soll — das ist der einzig richtige Weg, der zum Ziele führt." Der Verfasser setzt sodann die Ersparnisse auseinander, welche durch Errichtung von Brodfabriken (für größere Städte mit einer Erzeugung von 100—200 Zollcentnern) gewonnen würden, und meint, der Staat solle mit Musterfabriken den Anfang machen. „Der Staat kann es zudem am nächsten thun, denn nicht nur, daß ihn die Sorge für das Gemeinwohl im eminenten Sinne dazu verpflichtet — ist er selbst der größte Brod-Consument, da er für diesen Nahrungszweig theils für das Militär, theils für andere staatliche Anstalten im Ganzen jährlich 10 bis 12 Millionen Gulden benöthigt, und daher an der Ersparniß, die aus der Gewinnung guten und billigen Brodes resultirt, schon unmittelbar als Hauptconsument in bedeutender Ziffer participirt." Wir begnügen uns für heute mit diesen Hinweisen aus einem nicht socialdemokratischen Buche; wir werden indeß noch häufig Gelegenheit haben, auf das betreffende Thema zurückzukommen.

H.

H. Delwaide. La théorie du capital ou démonstration de la loi qui régit toute l'organisation sociale et économique. (Paris, Guillaumin, 1878. 126 S. in 16°.)

Es ist nicht leicht, aus der Fülle von Phrasen, aus denen sich dieses, für den Volksgebrauch bestimmte Büchlein zusammensetzt, einen klaren Sinn herauszufinden. Doch ist soviel deutlich, daß der Verfasser — wie das von ihm als kgl. belgischem Staatsanwalt auch kaum anders zu erwarten ist — das heutige Recht und den heutigen Gebrauch des Kapitals rechtfertigen will. Er thut dies einfach dadurch, daß er Recht und Kapitalausnutzung, die ja allerdings heutzutage ziemlich identische Dinge sind, für untrennbar mit einander verbunden erklärt. „Man hat das Recht definirt als „die Freiheit, die sich selbst beschränkt", ich ziehe vor, zu sagen, daß das Recht das Kapital ist, das sich selbst beschützt," heißt es S. 93. Daß Recht und Gerechtigkeit aber verschieden sein können — daß das heutige Recht nicht entspricht den Forderungen wirklicher Gerechtigkeit, das kann er nicht begreifen. „Dies ungeheure Problem (die Bestimmung der Preise)", meint er vielmehr, „löst sich ganz natürlich durch die Freiheit. Jeder schätzt selbst den Werth seiner Arbeit: die Austauschsbedingungen, die Theilung der gemeinsam erhaltenen Producte, alles das regelt sich in freundschaftlicher Weise auf allen Punkten des Erdballs, nicht immer ohne Irrthümer in der Schätzung, das ist unvermeidlich, aber wenigstens ohne Ungerechtigkeit, ohne Unordnung, ohne Verzögerung und ohne Gewalt." Ja wohl, in „freundschaftlicher Weise" — sonst würden nämlich Polizei und Staatsanwalt einschreiten; „ohne Unordnung" — in der That, man hat seit dem Bestehen des heutigen kapitalistischen Systems noch nichts von Bankerotten, Handelskrisen, Arbeitseinstellungen u. dgl. gehört; „ohne Ungerechtigkeit" — augenscheinlich ist die Klage über dieselbe nur „die Frucht der Unwissenheit und des Neides", wie wir S. 115 erfahren. Wie darf man denn überhaupt von einem Antagonismus zwischen Arbeit und Kapital reden, — „sind wir doch alle Kapitalien; folglich kann Keiner das Kapital verwünschen"; — ja es ist wirklich ein Kapital von einem belgischen Staatsanwalt, der sich da gedrungen gefühlt hat, die Communisten theoretisch zu widerlegen. Ganz scheint er jedoch selbst von dem Gelingen seiner Aufgabe nicht überzeugt zu sein, denn er wird sich in einem nächsten Werkchen das Thema stellen, zu beweisen, daß der freie Austausch der Producte der allein mögliche ist und „mit den Forderungen der strengsten Gerechtigkeit harmonirt. Uebrigens begreift der verständige Leser ohne Mühe, daß man Unrecht thut, gegen eine Theilung Widerspruch zu erheben, der man selbst zugestimmt hat." „Zugestimmt" ist gut! — Z—.

Für die Redaction verantwortlich: Fr. Milke in Berlin.